(Ph. Pr.)
1287

Comparavit P. Josephus 1770
pro 26 x

Ph. St

1287

Zimmermann

<36608271180010

<36608271180010

Bayer. Staatsbibliothek

B, E,

Philos. Ethica popul. 2189.

R

D. Johann Georg Zimmermann,

der Sicilianischen Akademie des guten Geschmackes in Palermo, und der Schweitzerischen Gesellschaft der Wissenschaften Mitglied

von dem

Nationalstolze.

Neue durchaus verbesserte Auflage.

WJEN,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1766.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

von dem

Nationalstolze.

I. Kapitel.

Von dem

Nationalstolze überhaupt.

Nichts ist gemeiner als der Stolz. Von dem Throne bis in die Bauerhütte, von dem König bis zu dem Bettler glaubt der Mensch, er habe Vorzüge, die ihm vor allen andern Menschen eigen seyen; er erhebet sich auf Unkosten seines

Nachbars, und dünkt sich groß, wenn er jemand kennt, der ihm kleiner scheint.

Alle Nationen sind im gleichen Falle. Von den Chinesern, dem merkwürdigsten Volke von Asien, bis auf die Bewohner der kleinsten und unwichtigsten Insel, hat jede Nation ihren besondern Stolz, der eine Erhebung des Gemüths wegen den besondern Vorzügen ist, die sich eine Nation vor der andern eigen glaubt.

Entweder sind die Vorzüge, die man sich selbst beymißt, eingebildet, oder sie sind wahrhaft. Der Stolz, der sich darauf bezieht, ist lächerlich, wenn sie eingebildet sind: er scheint erträglich, wenn sie wahrhaft sind.

Die Erhebung des Gemüths, worinn das eigentliche Wesen des Stolzes besteht, ist bisweilen mit einer Verachtung gegen andere begleitet. Die Verachtung ist das Betragen durch welches wir das Gefühl von eines andern Niedrigkeit an den Tag geben. Entweder ist diese Niedrigkeit eingebildet, oder sie ist wahrhaft: Die Verachtung ist eine Thorheit, wenn diese Niedrigkeit eingebildet ist. Die Verachtung ist bald unbillig, bald billig, wenn diese Niedrigkeit wahr ist. Die Verachtung eines Reichen gegen einen Armen ist unbillig; die Verachtung eines aufgeklärten Geistes gegen einen Thoren, der sich weise dünkt, ist billig, aber sie ist selten klug. Die Achtung, die man für sich selbst hat, fließt aus dem Gefühl seiner Größe; die

Verachtung gegen andere fließt aus dem Gefühl ihrer Niedrigkeit. Der Nationalstolz entsteht also aus der Vergleichung, die ein Volk zwischen seinen Vorzügen, und den Vorzügen, andrer Völker macht.

Der Mensch ist groß und klein, nachdem man ihn auf einer Seite ansieht. Bald hat er die Augen, wie ein Insekt, an den Boden geheftet, der ihn trägt, und findet in einem nicht viel grössern Gesichtspunkte seine Welt. Bald wirft er seine Blicke in die Unermeßlichkeit der Dinge hinaus. Ich werde die eine Art des Nationalstolzes so lächerlich, und die andere so erträglich schildern, als ich kann.

Der Vorwurf meiner Betrachtungen ist groß, weil die Thorheiten der Menschen ein Theil dieses Vorwurfes sind.

II. Kapitel.

Von dem Stolze einzeler Menschen, und einzeler Arten von Menschen.

Wer die Welt im geringsten mit einiger Aufmerksamkeit ansieht, wird die allgemeine Verachtung bemerken, die fast jeder Mensch und jede Art von Menschen gegen andere heget. Alle mes-

sen sich besondre und eigne Vorzüge bey, sie verachten alles, was ausser ihnen ist, weil ausser ihnen nichts der geringsten Achtung würdig ist. Sie sind den Thoren gleich, die unsere Erde zum Mittelpunkte der Schöpfung machen, die der Vorsehung danken, daß der Mond, die Sonne, und das ganze Firmament für sie, und für sie allein geschaffen sey.

Die Menschen sind stolz, und die Menge der Stolzen ist so groß, weil aller Stolz aus einer unzerstörbaren Quelle fließt. Die Eigenliebe macht ein Grundgesetze der menschlichen Natur aus. Wir haben unsre eigenen Personen zu oft in allen Dingen zum Zwecke, als daß wir nicht mit einer gewissen Gefälligkeit für uns selbst die Vergleichungen zwischen uns und andern anstellen. Kömmt zu der Eigenliebe die Einschränkung der Begriffe, so ist man nicht nur stolz, sondern man ist desto lächerlicher in seinem Stolze. Der Vernünftige hat mit den Thoren die Eigenliebe gemein, aber sie ist nur in dem Thoren lächerlich, weil sie bey ihm auf eingebildeten, bey dem Vernünftigen auf wahren Vorzügen beruht. Die Eigenliebe macht den Thoren gegen andre unbillig, den Klugen nicht. Ich werfe hier die Erscheinungen der Eigenliebe zusammen; sie ziehen sich von selbst auseinander.

Die Eigenliebe will ursprünglich, daß der Mensch sich selbst, seine Verdienste, sein Kenntniß, seine Grillen, kurz, alles was ihm eigen

ist, vorzüglich groß und schön finde. Nach der Schlacht bey Salamin mußten alle Generalen vor dem Altar des Neptunus mit einem feyerlichen Eide den Mann anzeigen, der sich in dieser Schlacht am besten gehalten habe: jeder sprach sich selbst den ersten Preis zu, dem Themistocles den zweyten. Man frage zwanzig Verfasser bey ihren zarten Gewissen, was für Werke, ihrer Meynung nach, bis an den jüngsten Tag bleiben werden? Jeder wird sprechen: Meine.

Jeder Mensch giebt seinem Kenntniß den höchsten Preis, und meynt, man sey zu allen Arten von Kenntniß unfähig, wenn man zu dem seinen unfähig ist. Der Sternkündiger glaubt, man werde in jenem Leben mit Riesenschritten, von einem Planeten zum andern reisen, der Scheidekünstler zweifelt nicht, man werde den Paracelsus lesen. Le Sack ein berühmter Tanzmeister in London fragte einen Freund, ob es wahr sey, daß Harley Graf von Oxford und Großschatzmeister von England geworden sey? Man sagt ihm Ja: Mich wundert, gab der Franzose zur Antwort, was die Königinn an diesem Harley sehen konnte, zwey Jahre giengen mir mit diesem Kloze hin, und niemals konnte er tanzen lernen.

Die Narrheit ist die Königinn der Welt; sehr große Geister haben es gesagt. Jeder will für das gehalten seyn, was er nicht ist: Dyonisius der ältere, der furchtsamste unter allen Menschen, erzürnte sich über den Plato, weil er ihn nicht den

tapfersten unter allen Menschen nannte. Jeder sieht in sich selbst, und indem was sein ist, alles was gut, groß, und schön heißt; er sagt mit der Mücke des Aesopus, die auf einem Rade saß, wie groß ist der Staub, den ich errege, und verachtet jeden, der nicht denkt, wie er.

Der Müssiggänger verachtet den Wahnsinnigen, der sich beschäfftiget. Der Jäger verachtet den Unglücklichen, der nicht von Hunden spricht. Der Unwissende verachtet den Thoren, der für seine Pedanterie sollte ausgezischet werden, weil er ihn für einen Gelehrten ansieht. Der kleine Geist verachtet den Philosoph, weil dieser die Geschäffte des kleinen Geistes nur für das hält, was sie sind. Ein alter Cynicker sprach, ich lache eines jeden, der meiner lacht: Gut, gab ihm ein Philosoph zur Antwort, so macht sich auf der Erde niemand lustiger als du.

Die allseitige Verachtung der Menschen ist auch unter den Gelehrten nicht undeutlich. Die Zergliederer, die nur Zergliederer sind, die Kräuterkenner, die nur Kräuterkenner sind, verachten den Zergliederer, den Kräuterkenner, der, ihrer unedlen Meynung nach, seine Zeit mit Staatsgeschäfften verdierbt. Wer nur eine Art von Beschäfftigung hat, meynt diese Beschäfftigung sey allein rühmlich, allein nützlich; er will, daß man mit ihm die gleichen Wege gehe, er hält die Zeit für verdorben, die man nicht verwendet, wie er. Wie kleiner der Geist ist,

desto weniger begreift er, daß ein Mensch sich auf einmal zwanzig Arten von Geschäfften machen kann. Sein Kopf ist sein Maßstab.

Der Naturbeschreiber hält alle Moralisten vor Grillenfänger; der Moraliste meynt die Naturbeschreiber fangen auch.

Der Naturbeschreiber, der kein Philosoph ist, verachtet den Naturlehrer, der es ist; er wirft ihm den Mangel der Genauigkeit vor, weil er seine Lebenszeit nicht mit Beobachtung eines Mückenfusses zubringt, er hält die Meisterstücke des menschlichen Genie für Werke des Witzes, und einen Bacon für einen Schwätzer.

Der Mathematicus verachtet alles, und der Metaphysicus den Mathematicus. Man fragte einst in Frankreich, was ist ein Metaphysicus? Ein Mathematicus gab zur Antwort: ein Mensch der nichts weiß. Frage man in unserer Zeit, in Paris die Chimisten, die Naturbeschreiber, die Naturlehrer, die Aerzte, die Moralisten, kurz, alle Arten von Gelehrten, die Erfahrungen machen, was ist ein Mathematicus? So sagen sie: ein Mensch der nichts weiß.

Der Dichter verachtet den Proseschreiber, weil alle Menschen Prose reden; der Proseschreiber den Dichter, wenn er mit Malherbe glaubt; ein guter Dichter sey nichts mehr, als ein guter Kegelschieber, und er sey dem Staate nicht nützlicher. Die Dichter verachten sich untereinander.

Die Proseschreiber verachten sich untereinander. Die einen sind auf ihre Weitläuftigkeit, die andern auf ihren Verstand stolz. Die einen schreiben alles, was sie wissen, die andern was nur wissenswürdig ist; die einen schleppen auf Karren in ihre Werke zusammen, was man, von der Sündfluth an, ohne sie gewußt hat, sie werden des Schleppens nicht satt, sie reissen ihren Gegenstand mit den Zähnen herum, sie leyern auf ihre Weitläuftigkeit stolz ihr unüberwindliches Geschwätze dahin, bis ein sanfter Schlaf den Leser überfällt, und sie leyern noch. Der Verfasser eines Folianten scheint ihnen ein riesenmäßiger Geist, der Verfasser eines Duodezbändchens ein Geck; es ist in ihren Augen Unsinn, wenn man nur von dem Wesentlichen gerührt, nicht mehr sagt, als verdient gesagt zu werden; sie heissen ungelehrtes, tändelhaftes, leichtes, und flüchtiges Zeug, was mit Wahl, mit Richtigkeit, und Anmuth geschrieben ist; sie verwerfen, was sie nicht kennen, die Sorge für die Schreibart, und die Beredsamkeit; sie verwerfen den Witz, weil sie keinen haben. Der gelehrte Haufe nennt die Klasse, die Verstand hat, die Klasse der Kleinmeister. Die Klasse, die Verstand hat, nennt den Haufen ihrer Gegner die Klasse der Pedanten, weil ein Mensch, der ohne Verstand auf einen unnüzen Quark von Gelehrsamkeit stolz ist, ein Pedant ist.

Die meisten Menschen verachten sich untereinander. Wir lernen in der Quelle aller Weisheit, daß der Mensch den Splitter in dem Auge des andern sieht, den Balken in dem seinen nicht. Das Kenntniß seiner selbst kömmt von dem Himmel. Die Anzahl der aufgeklärten Geister, die mit einer philosophischen Stärke aller Dinge Gewicht erforschen, und derselben wahren Werth von Wahn und Tand trennen, ist gegen die Anzahl der Söhne des Narcissus zu geringe.

Jeder erhebet seinen Geschmack, seine Meynungen, sein Kenntniß; und theilet seine Hochachtung oder seine Verachtung nach der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit aus, die er mit andern hat: er bewundert vor allem aus sich selbst, nachher jeden, der denket, wie er.

Der Kanzler Bacon sagt, wer gar zu wohl mit kleinen Geistern zurecht kömmt, ist verdächtig. Wir machen uns darum von einer sonst unbekannten Person einen sehr schlechten Begriff, wenn ein kleiner Geist von ihr mit Bewunderung spricht. Die anziehenden Kräfte der Natur sind daher unter dem brüderlichen Gefolge der Dummheit am deutlichsten. Das Reich eines Dummkopfs ist das Reich aller Dummköpfe. Alle kleinen Geister fliegen, wie Mücken bey der Frühlingswärme, plötzlich aus ihren Ritzen zum Throne, wenn ein kleiner Geist den Thron besteigt. Sie kommen in ihr Element. Die nichtswürdigsten Leute werden an die Seite

des Monarchen erhoben; alles was thöricht, was abgeschmackt, und lächerlich ist, gewinnt die Oberhand; die Vernünftigen werden verachtet, gehaßt, verfolget, zum Staube und zum Kerker verdammt. Die Aehnlichkeit der Begriffe ist etwas, das dem Wiederhall beykömmt: man bewundert den Wiederhall.

Die Quellen dieser Thorheit dähnen sich noch weiter aus. Unsre Urtheile hangen allzusehr an dem Einflusse der Dinge, die uns umgeben, und dem Umfang der Sphäre, in welcher ein jeder lebet, als daß sie so genau nach der gesunden Vernunft könnten abgemessen seyn. Jeder Ort, jeder Stand hat seinen Charakter; der Mensch, der an diesem Orte lebet, oder Antheil an diesem Stande hat, nimmt überhaupt diesen Charakter an. Die Begriffe, die aus der Gesellschaft, aus dem Orte, aus dem Lande fliessen, in dem wir uns befinden, geben unsern Begriffen eine eigene Falte, sie entscheiden, was gut, was wahr, und schön ist, sie bilden die Eigenliebe, und diese den Stolz.

Was in dem einen Lande Thorheit ist, scheint in dem andern Weisheit. Was bey dem einen Volke häßlich ist, scheint dem andern schön. Ein wohlgemachter Mann muß in China groß, dick, und fett seyn. Bey den Caraiben ist ein Kopf eine Schönheit, den man in der Jugend zwischen zwey Brettern abgeplattet hat. Die Tongusen finden ein mit Nadeln durchnähtes Gesicht schön

die Türken ein langes, die Franzosen ein rundes.

Wir nennen weiße Zähne schön, ein Volk in Indien schwarze. Die Natur hat uns Ohren gegeben, die mit dem Kopfe einen rechten Winkel machen sollen: die Cannibalen folgen der Natur, und hören unendlich besser; wir drücken von Jugend auf unsre Ohren an den Kopf, und hören unendlich schlechter. Wir schneiden unsre Nägel ab, die Chineser lassen sie wachsen.

Die Mode entscheidet durchaus. Ein grosser Geist hat die Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewohnheit genannt, welcher ganze Völker folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorsams angeben zu können. In der Schweiz und in Africa glaubt sich ein Bauer beschimpet, wenn man ihn bey seinem Barte zupft, in andern Ländern ist dieses Zupfen ein Zeichen der Ehrerbietung. Die meisten Völker schenken bey Verlöbnissen einen Trauring, die alten Moscoviter schenkten eine Ruthe. In Frankreich werden von den Männern die Weiber vergöttert; in Gujana buhlen die Mädgen um die Männer, und bieten sich selbst an, sie suchen ihren Liebsten in seinem Hangbett, und er thut keinen Schritt gegen sie. Ein Europäer, der einen Besuch annimmt, steht auf, und entblößt sein Haupt, der Japaneser bleibt sitzen, und entblößt die Füsse. In dem höflichen China ist es sehr unhöflich, jemand mit unbedecktem Haupte anzureden. Die musicali-

schen Instrumente werden durchgehends bey freudigen Gelegenheiten gebraucht, in China bey Leichenbegängnissen. Diese Verschiedenheit pflanzt nicht in jedem Falle den Stolz und die Verachtung gegen andere ein; aber sie zeigt, wie sehr sich der Mensch durch die Gewohnheit berechtigt glaubt, den Werth der Dinge zu entscheiden. Dieser Gedanke führt weiter.

Die Begriffe müssen durch die Sinne kommen. Wer nicht gereist ist, wer nichts gelesen hat, der weiß nicht mehr, als das er sieht; er hat die Augen nur über das offen, was ihn umgiebet, er nimmt von sich selbst und von seinen Umständen ab, wie er von allem denken solle, was ausser ihm ist; er ist in dem eigentlichsten Sinne ein Kind.

Wie kleiner nnd abgesönderter also der Ort ist, den man bewohnet, und die Gesellschaft, in der man lebt, desto kleiner und abgeschmackter sind die Begriffe, die man hat. Unbekannt mit einer andern Denkungsart, hält man die seine für die beste, schönste, und größte, weil sie die einige ist, die man kennet.

Wie kleiner der Mensch durch die Einschränkung seiner Begriffe wird, desto größer scheint er sich selbst. Er verdammet jeden Gedanken, der aus den seinen nicht entspringt, jede That, davon er das Muster nicht giebt; er verfolget, so lange er ungestraft verfolgen kann, den Vernünftigen, den er seiner Denkungsart, seinen Meynungen,

seinen Absichten zuwider glaubt: er macht ihm, wann er sich über seine Bosheit nicht hinaussetzt, sein ganzes Leben zu einer langen Plage; er schmeichelt sich, seine Größe sey vollendet, wenn der Tugendhafte vor ihm stillschweigend sich in seine Tugend verhüllet. Er meynt die Erde zittre, weil die Wände zittern, wann er spricht.

Ein Einsiedler hatte am Ende eines engen Thales gewohnet, das um und um mit Hügeln umgeben war. Dieses Thal war seine Welt. Wenn er sich aufrichtete, wenn er seine Füße auseinander stellte, wenn er sein Haupt zum Himmel hub, wenn er mit langsam herabgekrümmten Blicken die ganze Natur in diesem Winkel der Erde zu seinen Geboten stehen sah, so rufte er bey sich selbst aus: ich bin alles, was man auf der Erde seyn kann; ich weiß, was mich nähren und decken soll, daher weiß ich alles, was Sterbliche wissen können; ich befehle meinem Kohl, daß er sich unter meinem Messer biege, und er biegt sich; folglich bin ich der weiseste und der mächtigste unter dem Himmel. Die Geschichte dieses Einsiedlers ist die Geschichte eines jeden, der sich für das größte Geschöpfe unter der Sonne hält, weil er in seinem Gesichtskreise der größte ist.

Wenn ich diese moralischen Erfahrungen zusammennehme, so findt es sich, daß die meisten Menschen stolz sind, daß die Eigenliebe die Quelle dieses Stolzes und der Verachtung ist, die jeder Mensch für die Vorzüge, für den Geschmack,

für die Meynungen, für das Kenntniß eines andern hat, und daß die Einschränkung der Begriffe, durch gewisse äusserliche Umstände, diesen Stolz vermehre.

III. Kapitel.

Von

dem Stolze ganzer Nationen.

Die Denkungsart von so vielen einzelen Personen muß sich auf die Denkungsart ganzer Nationen ausdähnen. Eine Nation ist eine Gesellschaft von einzelen Personen; jede Nation denkt von sich selbst, wie jede einzele Person von sich selbst denkt.

Jede Nation glaubt Vorzüge an sich zu sehen, die sie einer andern nicht zugiebt; sie betrachtet mit einer besondern Gefälligkeit ihre Denkungsart, ihre Sitten, ihre Regierungsform; man ist von ihrer Verachtung nur in so fern ausgeschlossen, als man ihr nachäft. Folglich ist der Stolz einer ganzen Nation die Summe der Eigenliebe von jeder einzelen Person aus dieser Nation.

Patin sagt, er betrachte die Engländer unter den Menschen, wie die Wölfe unter den Thieren. Addison giebt ihm zur Antwort, ein Englischer Schriftsteller würde mit Recht einer Unhöflichkeit

beschuldiget werden, wenn er diesem Komplimente entgegensetzte, die Franzosen scheinen unter den Menschen derjenigen Art von Thieren am nächsten zukommen, die man Affen nennt. Der große Haufe der Franzosen ist seit dem Patin nicht klüger, und der große Haufe der Engelländer seit dem Addison nicht bescheidener geworden.

Der verdienstlose Theil der Französischen Nation mißt seiner Nation alle Vorzüge bey, die sie nicht hat, und nimmt andern Völkern alle Vorzüge weg, die sie haben. Sie halten sich selbst für die einigen denkenden Wesen auf der Erde. Den Griechen ähnlich, nennen sie einen Fremden einen Barbar, und einen Barbar einen Fremden. Einmal da am Cellischen Hofe der letzte Herzog, die Herzoginn, aus der Familie d'Olbreuse, und einige Französische Herren an der Tafel sassen, rufte einer unter diesen plötzlich aus: das ist mir eine artige Sache; was, fragte der Herzog? daß Euer Durchlaucht hier der einige Fremde sind. Oldmixon gedenket eines Caraibischen Menschenfressers, der so gar dem Fleische eines Fanzosen eine besondre und eigene Annehmlichkeit zuschrieb.

Der verdienstlose Theil der Englischen Nation ist nicht besser. Das Wort Franzose ist in dieser Insel ein Schimpfwort; sie hielten einen Fremden, den sie mit dem Ehrenname Hund beschenken wollen, nicht genug beschimpfet, wenn sie ihn nicht einen Französischen Hund nennten. Der Redner gehört hieher, der am Ende des vorigen

Jahrhundertes vor dem Parlament gesagt hatte, er hoffe Ludewig der grosse werde noch vor dem Ausgang des Jahres vor dem Parlament erscheinen, und auf den Knieen um den Frieden bitten.

Alle Nationen von Europa, auch die Schottländer, und besonders die Irrländer, werden von einem wohlgemästeten Engelländer verachtet. Der Fuchsjunker in Yorkshire glaubt die ganze Erde zu seinen Geboten, weil alle Füchse in Yorkshire zu seinen Geboten sind.

Indessen herrschen alle Arten von Einsichten, Verstand, Weisheit und Tugend vorzüglich in Frankreich und in Engelland. Aber diese Einsichten machen ihren Pöbel nicht besser. Die verächtlichsten Leute finden andre am meisten verächtlich. Wie größer die Unwissenheit des Menschen ist, desto grösser ist seine Meynung von sich selbst, und die Verachtung für andre.

Die ungesitteteſten Nationen fehlen nach den gleichen Grundsätzen. Jede verlachet die Denkungsart der andern, und wird stolz, weil sie an sich selbst nichts lächerliches sieht: ein neuer Verfasser beweist es.

Der Araber verlacht in der Ueberzeugung, daß sein Caliph unbetrüglich sey, die dumme Leichtgläubigkeit des Tartaren, der seinen Lama für unsterblich hält.

Der Africaner betet eine Wurzel, eine Krebsscheere, oder das Horn eines Thieres an, er sieht in der Erde eine unermeßliche Masse von

Göttern, und verlacht uns, weil wir nicht auch so viele haben.

Der Anwohner des Berges Bata glaubt, jeder Mensch sey ein Heiliger, der vor seinem Tode einen gebratenen Guckguck aufzehrt; er verlacht darum den Indianer, der eine Kuh zu dem Bette eines Sterbenden führt, sie bey dem Schwanze zupft, und der Meynung ist, der Kranke sey ein Heiliger, wenn ihm die Kuh in das Angesicht pißt. Er verlachet die Tartarischen Fürsten, die sich gesegnet glauben, wenn sie die Früchte des Stuhlganges ihres Lama verspeisen können. Er verlachet den Braminen, der zu einer nähern Reinigung von seinen Neubekehrten fodert, daß sie sich sechs Monate mit Kühmist nähren.

Fragt man die Caraiben, die an dem Orinoque wohnen, und von den Caraiben der Antillischen Inseln verschieden sind, woher sie ihren Ursprung haben, so geben sie zur Antwort: Nur wir sind Menschen.

Ich kenne wenig Völker, von welchen man dergleichen Beyspiele nicht erzählen könnte. Alle Geschichten sind so viele Denkmähler der Partheylichkeit, die jedes Volk für sich selbst zeigt. Von dem Spanier, der sagen durfte, es sey ein Glück, daß der Teufel Christo in der Wüste Spanien nicht gezeiget habe, weil er ganz gewiß sich hätte versuchen lassen, bis zu dem Canadier, der den Franzosen zu rühmen glaubt, wann er spricht, er ist ein Mann wie ich, bleibt kein Volk von

diesem lächerlichen Fehler frey. Der aufgeklärte Theil der Nation hat ihn nicht immer, und der Weise nie. Aber der aufgeklärte und weise Theil einer Nation ist derjenige, der von ihren kleinen Geistern am meisten verlachet ist. An jedem Orte, wo die grössere Anzahl der Einwohner dumm ist, sind die wenigen Vernünftigen die einigen Narren dieses Ortes.

Die Menschen nennen gut und schön, was ihnen ähnlich ist, sie verachten, was mit ihren Begriffen von dem Guten und Schönen nicht übereinkömmt. Die Indianischen Fabeldichter erzählen, es finde sich in Indien ein Ort, wo alle Leute Buckel haben. Ein schöner, wohlgemachter, und artiger Fremdling kam an diesen Ort; die gebuckelte Bürgerschaft versammelte sich, die ausserordentliche Gestalt dieses Fremdlings zu sehen; ihre Gesichter, ihr Gelächter, ihre Beschimpfungen, und ihre Buckel, zeigten ihre Verwundrung an. Zum größten Glücke des Fremdlings, sagte ein Weiser aus dieser Bürgerschaft, der vielleicht auch ungebuckelte Menschen gesehen hatte, was thut ihr meine Freunde? Laßt uns diesen Unglücklichen nicht beschimpfen, hat der Himmel uns schön geschaffen, hat er unsre Rücken mit einem fleischichten Gebirge beseligt, so laßt uns in der Fülle unsers Glückes nach dem Tempel gehen, dem Unsterblichen dafür zu danken.

Wer also in einer moralisch gebuckelten Stadt, oder in einem moralisch gebuckelten Lande, nicht

verachtet seyn will, der muß seiner Vernunft absagen, er muß seinen Geist einschränken, er muß die Mängel dieser Stadt oder dieses Landes annehmen, er muß den allgemeinen Buckel mitmachen.

Der Stolz von einzelen Personen hat also auch bey ganzen Völkern Platz, und er ist ihnen aus den gleichen Gründen eigen.

IV. Kapitel.

Von
dem Stolze der sich bey einer Nation auf eingebildete Vorzüge bezieht.

Der Stolz, der sich bey einer Nation auf eingebildete Vorzüge bezieht, ist das Gefühl von Erhabenheit, und die Verachtung für andre, die aus der Ueberlegung dieser eingebildeten Vorzüge enstehet.

Jede Nation hat ihre besondere Vorurtheile, und diese besondere Vorurtheile machen den besondern Stolz dieser Nation aus. Die Eigenliebe kann einem Volke Vorzüge zeigen, wo keine sind. Man bauet auf diese Vorzüge die lächerliche Grösse, die der greßlichste Spanier oder Portugiese

fühlt, wenn er seine Haut mit der Haut eines Africaners zusammen hält.

Die Türken, denen man verweiset, daß sie die Vorsteher eines Zollhauses an die Spitze einer Armee stellen, geben zur Antwort: ein Türke ist für alles gut.

Der Inwohner der Marianischen Inseln ist überzeuget, daß seine Sprache die einige Sprache sey; er hält darum alle andere Völker für stumm.

Ich würde zu weitläuftig, wenn ich alle die eingebildeten Vorzüge erzählen wollte, auf welche sich der Nationalstolz der alten und neuen Welt gegründet hat. Es ist zu meinen Zwecke zulänglich, wenn ich diejenigen berühre, die am meisten in das Gesicht fallen.

V. Kapitel.

Von dem Stolze der sich auf das eingebildete Alterthum einer Nation gründet.

Der Stolz, der sich auf das eingebildete Alterthum einer Nation gründet, ist die Hoheit, die sie sich beymißt, weil sie ihren Ursprung nach Wohlgefallen in die Vorwelt hinaussetzt.

Die überaus witzigen aber überaus großsprecherischen Athenienser glaubten, sie seyen, wie Schwämme, aus der Attischen Erde hervorgewachsen, und sahen aus dieser Ursache die Colonien mit der äussersten Verachtung an.

Die Aegyptier hielten sich ehmals für die ältesten Bewohner der Erde, und sagten, ihr Reich hätte schon acht und vierzig tausend acht hundert drey und sechszig Jahre vor den Zeiten des Alexanders gestanden, erst sey es von Göttern, nachher von Halbgöttern, und endlich von Menschen beherrschet worden.

Die Japaneser leiten ebenfalls ihre Abkunft unmittelbar von ihren Göttern her. Sie glaubten sich aufs äusserste beschimpfet, wenn man von ihnen sagte, sie stammen von den Chinesern, oder irgend von einem andern Volke ab; doch sind sie so bescheiden, daß sie den Ursprung ihrer Götter festsetzen, und denselben nicht gänzlich in die Ewigkeit versenken.

Kuni Toko Dat Sii No Mikotto der erste aus dem Cahos entstandene Gott schlug seine Wohnung in Japan auf, das er vor allen übrigen Ländern erschaffen hatte; er machte mit sechs Nachfolgern in einer unaussprechlichen Zahl von Jahren die Dynastie der himmlischen Geister aus, die Japan unter ihren Schutz nahmen. Die drey ersten dieser Götter hielten sich noch keine Weiber, weil sie zugleich auf eine eigene Art zu zeugen und zu gebähren wußten; die vier letzten haben sich Weiber geschafft; aber sie pflanz-

ten sich auf eine überirdische Weise fort bis Isanagi No Mikotto von dem Vogel Isiatadakki mit seinem Weibe umgehen lernte, wie wir andern kleine Geister seither mit denselben umgehen. Mit allen diesen Künsten gieng die Reihe der himmlischen Intelligenzen in Japan zu Ende. Der Stamme des Isanagi fiel, von seiner göttlichen Natur durch diesen unerlaubten Kitzel herab.

Isanagi verwechselte wie seine Vorfahren die Erde mit dem Himmel. Tensio Dai Dsin sein Sohn, der mit der Sonne eins ist, fieng hierauf die Dynastie der fünf Halbgötter oder Gottmenschen an, die nach der Zeitrechnung der Japaneser, zusammen zwey Millionen dreyhundert zwey und vierzig tausend vierhundert und sieben und sechszig Jahre regierten. Die ganze Japanesische Nation soll ohne Unterchied von ihm abstammen, und der große Vorzug, den ihre Dairys über sie haben, kömmt nur daher, daß diese Nebenkaiser von dem ältesten Sohne des ersten Halbgottes entstanden sind. Die Geschichte der Dynastie der Gottmenschen wird in den Archiven der Priester des Sinto aufbehalten, sie übertrifft alles, was eine ausschweifende Einbildungskraft jemals erdachte; eine Menge Städte und Flecken von Japan tragen noch das Angedenken davon, und die Schwerter dieser Helden werden muthig in ihren Tempeln aufgewiesen.

Am allermeisten bilden sich die Chineser auf ihr Alterthum ein. Die grosse Geschichte von China

fängt

fängt nach dem Du Halde mit dem Kaiser Fo Hi an, der gegen fünf und zwanzig Jahrhunderte vor Christi Geburt, zu einer Zeit müßte gelebet haben, da die Babylonier schon eine Reihe astronomischer Betrachtungen besassen. Der Dunkelheit dieser Ursprünge ungeacht, soll sich von der Regierung des Yao weg, die Zeitrechnung der Chineser in einer ununterbrochenen Ordnung durch zwey und zwanzig Dynastien bis auf unsre Tage leiten lassen; und die ganze Nation ist, nach dem Du Halde, so wohl davon überführt, daß man ohne die größte Gefahr nicht den geringsten Einwurf darwider machen dürfte. Ich habe in der ersten Auflage dieser Bögen aus den Schriften der Chinesischen Kunstrichter selbst, und hauptsächlich, aus der Zeitrechnung des Unterköniges Nien Hy-Jao, das blos auf die fabelhafte Chronik des Se ma tsien gebaute Alterthum dieses Volkes widerleget. Einige Chineser tragen so gar die Dauer ihres Reiches weit über die Erschaffung heraus. O Sextus, o Pyrrho, o Zweifellehre wo bist du?

Die Bewohner von Indoustan fallen noch tiefer in die Fabelwelt zurück. Bernier hat sich zu Benares, einer Stadt, die an dem Ganges liegt, und von ihm das Athen von Indien genennet wird, um ihre Zeitrechnung bey den Gelehrten erkundigt; sie zählen diese durchaus mit Millionen von Jahren daher. Das Alterthum ihrer Hanscrit, der Sprache der Gelehrten, da-

von uns Kircher ein Alphabet geschenket hat, und in welcher ihnen Gott durch den Brama seinen Willen soll eröffnet haben, wird sogar durch hundert Tausende von Jahren bestimmet.

Die Geschichtskunde der Malebaren fällt in eine gränzenlose Zeit hinaus; sie werden von Darma, von Schoren, von Pandyen, und vielen andern Königen sprechen, die weit über den Anfang der Welt nach' unserer Zeitrechnung, heraus zu stehen kommen. Aber man muß sie nicht die Namen der Fürsten fragen, die vor dreyhundert Jahren regierten.

Die gleiche Schwachheit, die ich bey den mittägigen Völkern finde, ist auch bis in den äussersten Norden gedrungen. Die Schweden haben, fast wie die Chineser, eine Reihe von Monarchen, die den Noah mit Adolph Friederichen in einer ununterbrochenen Kette zusammenhängt; die Edda und Woluspo wird nach der heiligen Schrift von ihnen für das merkwürdigste Ueberbleibsel des Alterthums gehalten. Rudbeck giebt der Schwedischen Monarchie vor Christi Geburt ein Alter von zwanzig Jahrhunderten; und gleichwohl wurde dieses Land nur vierhundert Jahre vor Christi Geburt erschaffen. Schweden ist, wie Dännemark und Aegypten aus dem Meere entsprungen, und man bemerket noch in unsern Zeiten, wie sich das Meer allmälich von den Schwedischen Ufern entfernet.

Die Lappen selbst ziehen ihren Ursprung unmittelbar von Gott her, der ihren Stammvater und der Schweden zugleich erschaffen, wovon dieser bey einem Gewitter unter einem Baume sich verkrochen, der muthigere Lappe aber unter dem freyen Himmel ausgedauert hat.

Der Stolz, der sich auf einen eingebildeten Adel bezieht, fließt mit dem auf das Alterthum gegründeten Stolze aus den gleichen Quellen, weil man sich immer um so viel adelicher hält, als die Größe des Ursprungs weiter in das Alterthum hinaufsteigt.

Der Adel wird für einen großen Vorzug angesehen. Es ist nicht zu läugnen, und ich werde es unten zeigen, daß der Adel etwas großes in sich hat, wenn er sich entweder auf eigene Verdienste, oder auf ausnehmende Verdienste der Voreltern gründet; aber der Stolz, den auch ein wahrer Adel einflößt, ist lächerlich, wenn man, wie es nur zu oft geschieht, entweder bloserdings auf seine Titel und Wappen, oder so sehr auf die Verdienste seiner Voreltern stolz ist, daß man für überflüßig hält, selbst Verdienste zu erwerben. Die Franzosen sagen darum, wenn in der Geburt durch ein starkes Ziehen der Kopf dem Kinde von dem Leibe gerissen wird, und der Körper in der Mutter stecken bleibt: man habe einen Edelmann aus dem Kinde gemacht. Dieser Ausspruch ist zu unbillig, und zu allgemein.

In Spanien hält sich jeder Bürger und Bauer seine genealogischen Tabellen, und diese Genealogien bleiben mehrentheils, wie unter den Irrländern, nur bey der Arche des Noah stehen.

Dieser eingebildete Adel läßt einem Spanischen Bauer nicht zu, seine Aecker zu pflügen, weil es nur einem Sklaven ansteht zu arbeiten, und derjenige wenigstens schon edler ist, der sich des Tages zwey und nicht sechs Stunden beschäfftigt; er sucht sich einen Fremdling auf, der seinen Landbau und die Nutzung desselben gleich übernimmt, und belustigt sich indessen zu Hause eine heulende Laute zu schlagen; oder wenn er den Pflug ergreift, so steckt er seine Hahnenfedern auf den Hut, hat Mantel und Degen neben sich liegen, und läßt den Pflug so gleich stehen, schwingt den Mantel über sich, nimmt den Degen unter den Arm, streicht den Knebelbart, und thut als, ob er wie ein Cavalier auf dem Felde spatzierte, wenn ein Reisender vorübergeht. Darum sehen auch die Spanier die Franzosen insgesammt für Bettler an, weil manchmal ein Franzose mit seiner Handarbeit in Spanien sein Brod sucht.

Dieser eingebildete Adel pflanzt den Spaniern eine lächerliche Größe in die Seele. Ein Spanischer Schuster wurde auf dem Sterbebette von seinem Sohne gefraget, ob er ihm noch einige Lehren zu geben habe? Ja, sagte der Vater, daß du dich zu der Majestät, die deines Hauses würdig ist, heraufschwingest.

Der Stolz eines Volkes, der auf einem eingebildeten Alterthum beruht, ist also eine Thorheit, die bey sehr ansehnlichen Völkern Weisheit ist.

VI. Kapitel.

Von dem Stolze, den die falschen Religionen einem Volke geben.

Der Stolz, den die falschen Religionen einem Volke oder einer Sekte geben, ist die falsche Ueberzeugung, ihr Glaube sey der einige wahre Glaube, und der einige Weg zum höchsten Glücke. Diser Gedanke erwecket bey dem, der ihn hat, einen ausnehmenden Stolz, und für solche, die er von diesem ausschließt, eine ausnehmende Verachtung.

Die wahre Religion ist ganz einfach, und verspricht ihren wenigen Kennern nicht mehr, als sie versprechen soll; aber auch die wahre Religion wird mißbraucht. Die fabelhaften Religionen schaffen sich nach Gutbefinden prächtige Hoffnungen, poetische Freuden, und eingebildete Seligkeiten. Der unbillige Religionsstolz verhält sich, wie sich diese Versprechungen verhalten; so viel lächerlicher sie sind, so viel lächerlicher ist der Stolz, der sich darauf beziehet.

Der Dichter, der sagte, es gehe uns mit unsern Urtheilen, wie mit unsern Uhren, ein jeder glaube der seinen, hätte eben das von den falschen Religionen sagen können. Die Eigenliebe ist die Quelle dieses Fehlers: darum will ein Volk, das allein die wahre Religion zu besitzen meynt, andere bereden, alle erlauchten Personen gehören zu seiner Religion. Die Türken sind fest überzeuget, Adam, Noah, Moses, Jesus, und alle Propheten seyen Mahometaner gewesen. Abraham war nach dem Alcoran kein Jude, kein Christ, sondern ein wahrer Muselmann. Bey dem Herrn von Voltaire ist Fenelon ein Deist.

Wer von einer falschen Religion überzeuget ist, sie sey wahr, der verachtet eine andere um so vielmehr, als sie von der seinen abgeht. Diese Verachtung verhält sich nach der Undeutlichkeit der Begriffe von andern Religionen. Tacitus sagt, die Juden verehren in ihrem Heiligthum das Bildniß eines Esels, weil die Esel sie in der Wüste auf den rechten Weg gebracht, und ihnen Wasser angewiesen hätten. Plutarchus erzählet so gar, sie beten die Schweine an, die ihnen den Landbau sollen gelehrt haben, sie feyern das Lauberhüttenfest zu Ehren des Bachus, und ihr Sabat sey zu Ehren des Weingottes eingesetzet. Die mißverstandenen, oder gar nicht verstandenen Gebräuche der Christen zogen ihnen von ihren Feinden die gleiche Verachtung zu. Die Heiden versicherten, ihr Gott sey ein Esel

mit Klauen, sie beten des Priesters Scham an, sie setzen solchen, die sich in die Geheimnisse ihrer Religion aufnehmen liessen, ein junges Kind mit Opfermehl bedeckt zu essen vor, sie löschen hierauf die Lichter aus, und wälzen sich in den abscheulichsten Wollüsten herum; sie dräuen, daß sie die ganze Erde und die Gestirne verbrennen wollen; sie seyen Mörder, Blutschänder, Feinde der Götter, des Kaisers, der Ehrbarkeit, und der ganzen Natur.

Ein Volk, das sich mit Unrecht die wahre Religion zu haben schmeichelt, wird sich auch allein von dem obersten Wesen beschützet glauben. Der Pöbel unter den Juden zählt sich noch immer unter die Auserwählten des Herrn. Der Hebräer nimmt dem Christen keinen Wein ab, aus Furcht, die Mängel und Gebrechen des Christen möchten sich mit seinem Wein in die Hebräische Reinigkeit ergiessen.

Die Muselmännische Religion ist recht dazu gemacht, daß sie ihren Söhnen den Stolz einpflanze, von dem ich rede. Mahomet, sagen die Türken, war lange seinen künftigen Kindern verheissen, der Mann, den Gott und Engel täglich besuchen, den die Sterne begrüsset haben, dem die Bäume entgegen gegangen sind, der mit seinen Fingern den Mond gespalten, und die Schultern von gebratenen Kälbern reden gemacht hat. Der Apostel des Herrn, der in dem zwölften Jahre seiner göttlichen Sendung in den Himmel erhoben

wurde, wo er die Wunder des Allerhöchsten aus dem allerhöchsten Munde vernahm. Wenn man die Versprechungen hinzusetzet, die Mahomet seinen Jüngern von dem künftigen Glanze ihres Reiches auf dieser Welt, und von den Herrlichkeiten der andern gemacht hatte, so wird die Verachtung begreiflich, die ein Türke für demüthigere Religionen fühlen muß.

Die Muselmänner geben den Unglaubigen die verächtlichsten Beywörter, und würden sich verunehret glauben, wenn sie sich mit ihnen zu genau vermengten.

Sie nennen sich Sonniten, das ist, Rechtgläubige, die Nachfolger des Ali Schiiten, welches so viel als eine verachtungswürdige und verworfene Sekte heißt. Wann ein Türk zu Constantinopel dem andern Türken etwas erzählet, und dieser den Beweis davon fodert, so folgt gemeiniglich diese Antwort: Meynst du, ich sey ein Christ?

Sie heissen alle Unglaubige, Hunde die blos durch ihre Annäherung einen wahren Muselmann besudeln. Kein Unglaubiger darf daher in eine gewisse Gegend zwischen Mecca und Medina kommen. Diese Verordnung wird so wohl in acht genommen, daß man auch den Abgesandten eines unglaubigen Königes, der nach Mecca reisen will, von dieser Gegend abhält. Geht er nicht zurück, so muß ihm der Fürst entgegen ziehen. Kein Christ darf in Arabien in dem Lande Hiziaas wohnen, weil die Städte Mecca,

Medina, und Jemama einen Theil davon ausmachen. Kein Jude und kein Christ darf in Aegypten bey Eröffnung der Canäle des Nilstromes gegenwärtig seyn, damit sie das Wasser durch ihre Unreinigkeit nicht zurückhalten.

Auch die Religion der Perser hat ihre eigenen Vorzüge, und diese zeugen einen eigenen Stolz. Die Perser stellen alle Jahre ihrem Propheten Ali zu Ehren ein Fest an. Man läßt zwey Ochsen kommen, der stärkere kriegt den Namen Ali, der schwächere wird Osman genennet; sie müssen sich schlagen, und weil Ali allemal der Ueberwinder ist, so gehen alle Zuschauer mit der vollkommensten Ueberzeugung von diesem Zweykampfe weg, daß sie Orthodoxen und die Türken Ketzer seyn. Die Türken sind von den Persern so sehr verachtet, daß sie von ihnen sagen, sie seyn die Esel, auf welchen die Juden an dem letzten Gerichtstage nach der Hölle reiten werden.

Nirgends zeigt sich der unbillige Religionsstolz mehr, als unter den Casten von Ostindien. In dem Königreiche Tanschaur würden die Braminen, die von dem Gotte Brama herstammen, und über den König selbst erhoben zu seyn glauben, beflecket, wenn sie jemand aus einer niedrigen Klasse berührte. Der Pareyer soll sich nicht unterstehen, die gleichen Götter anzubeten. Diese Art von Braminen dörfen so gar nicht mit dem Tode bestraft werden; sie haben so viele Vorzüge, daß sie ihrem Lande unnütze, und der

Erde eine Bürde sind. Die niedrigern Klassen auf Malabar ergeben sich ohne Widerwillen dem stolzen Unterschied, der sie den Edlern nachsetzt.

Man trifft in Japan beynahe dergleichen Stolz an. Die Mitglieder der Sekte Jusja Fuse, die zwar nach der Mitte des vorigen Jahrhundertes, unter der Regierung des Dairy Kinseokwo Tai abgeschaffet worden, hatten so lächerliche Begriffe von ihrer Heiligkeit und Reinigkeit, daß sie allem Umgang mit andern Menschen auswichen, um durch denselben von ihrer eingebildeten Größe nicht herabzustürzen. Der Stolz der Lehrer des Sinto, der uralten und ursprünglichen Religion von Japan, ist ebenfalls so groß, daß sie sich von dem gemeinen Volke, so wohl als von denen Priestern der neuern Religion, mit der äussersten Sorgfalt entfernen, damit sie ihr Umgang nicht verunehre: und was die Lehrer des Sinto thun, wird ihnen von diesen Priestern des Budso getreulich wiedervergolten.

Das Ansehen des geistlichen Oberhauptes von Japan ist mit der alten Religion dieses Landes auf das genaueste verbunden, und es scheint sich so gar vermehret zu haben, seit dem alles Ansehn diesem alten Stamme der Kaiser, und alle Macht den Cubosamas zuerkennet worden, die ihnen den wahren Zepter aus den Händen zu reissen wußten. Der Dairy wird von den Ja-

panesern in diesem Leben schon fast wie ein Gott angesehen: er würde sich selbst zu entheiligen glauben, wenn er die Erde mit seinem Fusse berührte, und er hält die Sonne für unwürdig sein Haupt zu beleuchten. Die Heiligkeit der geringsten Theile seines Körpers ist so groß, daß er sich weder die Haare, noch den Bart, noch die Nägel abschneiden läßt; diese Ueberflüßigkeiten werden ihm im Schlafe weggenommen, weil die Japaneser dafür halten, daß das, was in dieser Zeit sein Körper verlieret, gestohlen ist, und daß ein dem Dairy gemachter Diebstahl seine Heiligkeit nicht vermindert. In ältern Zeiten war er noch gehalten alle Morgen einige Stunden auf seinem Throne zuzubringen, ohne seine Hände, noch seine Füsse, noch sein Haupt, noch seine Augen, noch irgend einen Theil seines Körpers zu bewegen, damit auch der Staat einer gänzlichen Stille geniesse. Hätte er die Augen gegen irgend eine Provinz von Japan gewandt, so würde in dem gleichen Zeitpunkt, Feuer, Hunger und Krieg auf dieselbe gefallen seyn. Der erhabene Stamme, der Fürst des Himmels, der Sohn der Götter, waren die Ehrennamen des eigentlichen ersten Kaisers von Japan, und sie sind der ganzen Reihe der Dairys geblieben, die in die Zahl der Götter versetzet werden, sobald sie gestorben sind.

Die Hofstatt dieses Japanesischen Papstes besteht aus fast eben so erhabenen Personen. Sie

sind zwar nicht zu vornehm, Strohkörbe, Hufeisen, und dergleichen Waaren zum Kaufe zu verfertigen, damit sie ihrem Range und dem Range des Dairy gemäß sich aufführen können, aber sie leiten hingegen ihren Ursprung von dem ältesten Sohne des Tensio Dai Dsin, dem ersten Halbgotte der zweyten Dynastie von Japan her, und begegnen deswegen dem geringern Ueberrest der Menschen, fast eben so, wie es in Indien die Caste des Brama thut.

Die Japaneser so gar, welche die Tempel bedienen, und sonst blose Layen sind, haben die gleichen Einbildungen von ihrer vorzüglichen Grösse, Heiligkeit, und Reinigkeit; und was alle diese Leute von den Fremden halten, läßt sich daraus abnehmen, daß sie vormals di Holländer zwangen, ihre Todten vor dem Haven von Nangasaki in das Meer zu versenken, weil sie einen solchen Körper der Begräbniß in ihrem Lande unwürdig hielten. Gleichwohl sind die Holländer, nebst den Chinesern, die einige Nation, der sie, obschon auf eine sehr eingeschränkte und gezwungene Weise, den Zutritt in diese Ecke ihres Reiches vergönnen.

Die meisten Menschen scheuen und verdammen sich, wenn der eine nicht durch den Weg zum Himmel gehen will, der dem andern gefällt. Wird man in dem einen Lande verdammet, so ist man selig, wenn man in ein anderes übergeht. So unterstehen sich Creaturen von Staube ihre

Blicke in den Rath des Allerhöchsten zu werfen, und seine furchtbare Urtheilen nach dem Hange ihrer Leidenschaften und ihrer Priester zu biegen.

Unter allen Sekten ist endlich keine auf ihre Religion so stolz, als diejenige, die keine hat; und dieser Stolz ist gleichwohl ein Religionsstolz. Der Freygeist macht sich zu Versicherung seines zeitlichen Glückes ein Lehrgebäude, und glaubt ihm. Dieser Glauben ist seine Religion, und wer diese Religion nicht hat, ist der Vorwurf seiner Verachtung.

Von den Schulen des Lucretius bis auf die weichen Bette der Ninons, von denjenigen Höfen von Europa, wo die eigentliche Religion zu unbequem, bis in die hohen Wohnungen der neuesten Philosophen, wo die Luft für die gröbern Begriffe des Volkes zu rein ist, verschmähet der Freygeist den Elenden, der nicht denkt, wie er. Er findt lächerlich, was uns heilig ist, und freuet sich der Ehre ein Feind des Guten zu heissen, er spricht: wann die Seele, das Herz, und die Leidenschaften eines Menschen zur Bosheit geneigt sind, so laßt ihn böse seyn, ist er zum Guten geneigt, so laßt ihn gut seyn; wir können die Dinge nicht ändern, ein Wolf mag als ein Wolf handeln, und ein Schaf als ein Schaf; man wird oft durch böse Handlungen nicht unglücklicher, und durch gute nicht vergnügter; ein Mann, der eine wichtige Missethat im Verborgenen begangen, und sich dadurch reich und groß ge-

macht hat, wird sich die Erinnerung seiner Bosheit nicht plagen lassen, er vergißt sie im Geräusche seines Vergnügens bald; der Böse wirft in der Stunde des Todes sein Auge auf ein Schattenwerk, das ihn schrecket, der Gute auf ein Schattenwerk, das ihn aufrichtet; Vernunft und Weisheit dienen zu nichts; es ist lächerlich sein Vergnügen in Tugend und Wahrheit zu suchen, Bosheit, Haß und Rache bringen auch Vergnügen; wir fühlen nichts als unsre eigenen Bedürfnisse, es gefällt mir ein Landgut, wann ich mich davon zu bemächtigen nichts nöthig gehabt hätte, als den Tod des Besitzers zu wünschen, so wäre das Landgut lange mein.

So denkt der Freygeist; und darum verachtet er den Unglücklichen, der von dieser feinen Sittenlehre nichts weiß. Er hält uns für elende verworfene Creaturen, die sich ihres Glaubens und ihres Gottes nicht schämen, deren Augen mit Blindheit, und deren Geist, mit Dummheit geschlagen, nichts sieht, als was in allen Zeiten der Pöbel sah.

Unter allen Völkern und in allen Sekten ist also der Mensch gewohnt sich über den Menschen zu erheben, dessen Glauben sich nach seinen Begriffen nicht modelt.

VII. Kapitel.

Von dem Stolze, der sich auf eine eingebildete Freyheit, Tapferkeit, Macht, und Ansehen bezieht.

Der Stolz, der sich auf eine eingebildete Freyheit bezieht, ist der lächerliche Widerstand, den eine Nation den Gesetzen macht, weil sie es ihrer Ehre unwürdig hält, den Gesetzen zu gehorchen.

Die Engelländer haben in Irrland und in Minorca ebene, breite, und gerade Landstrassen angeleget; die Irrländer und die Minorcaner, wollten ihrer eingebildeten Freyheit zu Lieb, sich niemals bereden lassen, diese weit bequemeren Landstrassen zu gebrauchen, zu störrisch etwas neues gut zu finden, wandelten sie immer auf ihren alten, krummen, und unbrauchbaren Wegen fort.

Der Stolz, der sich auf eine eingebildete Tapferkeit bezieht, ist der allzuhohe Werth, den man seiner eigenen Tapferkeit giebt, und die unbillige Verachtung seiner Feinde. Ein Volk, das sich tapfer glaubt, und es nicht ist, oder es nicht so sehr ist, als es glaubt, sieht auf seine Feinde mit einem blinden Stolze herab, den kein widriger Zufall, kein empfind-

licher Verlust, kein Beweis von selbst erfahrner Schwachheit heilen kann.

Tigranes war bey dem Anmarsch des Lucullus in einer gänzlichen Sicherheit. Man glaubte fest, Lucullus würde bey dem blosen Anblicke seiner furchtbaren Feinde Asien verlassen. Die Römer erschienen. Tigranes war verdrießlich, daß er nicht auf einmal mit allen Römischen Generalen zu thun fand. Er hatte zweyhundert und sechszig tausend Mann, die Römer nicht zwanzig tausend. Diese Handvoll Volk schien dem zahlreichen Haufen der stolzen Armenier sehr klein, und sehr verächtlich; Tigranes sagte: sie sind in grosser Anzahl, wenn sie als Abgesandte kommen, in sehr kleiner Anzahl, wenn sie als Feinde kommen, und unter allen seinen Generalen war kein einiger, der ihm nicht anbot, dieses Gesindel zu fangen. Bey Anbruch des folgenden Tages, da die Armenier schon bereit waren den kleinen Haufen der Römer zu umringen, machte Lucullus eine Bewegung. Tigranes glaubte ihn auf der Flucht. Plötzlich schwenkte der Adler der ersten Legion rechts, und alle Cohorten folgten. Kommen diese Leute gegen uns, schrie Tigranes von seiner langen Betäubung auf einmal erwecket? Sie kamen, dem Befehl des Lucullus zufolge, den Armeniern, die nur aus der Ferne zu streiten wußten, gerade auf den Leib. Lucullus war vor seinen Leuten her. Die Feinde erwarteten ihn nicht. Ihre Reiterey stürzte zurück auf ihr Fußvolk. Die Armenier wurden

gänzlich geschlagen, zerstreuet. Die Römer hatten nur hundert Verwundete, und sechs Todte. Die Schlacht währte eine halbe Stunde.

Der Stolz, der sich auf eine eingebildete Macht beziehet, ist der allzuhohe Werth, den man seinen eigenen Kräften giebt. Der Asiatische Stolz macht den Menschen so mächtig, daß den Begriffen dieser Völker nach, einem höhern Wesen auf der Erde nichts zu thun bleibt. Der König der Malayen heißt sich den Herrn der Winde, und der Meere von Orient und Occident. Die Grossen an dem Hofe des Mogul, der sich Weltbezwinger und Erdekönig schelten läßt, nennen sich, Reihenzerschmetterer, Stralenschiesser, Donnerschleuderer.

Wenn der Chan der Tartaren, der nicht einmal ein Haus besitzt, und blos vom Raube lebt, in seinem Gezelte bey Milch und Pferdefleisch gespeist hat, so läßt er öffentlich durch einen Herolden verkündigen; allen Potentaten, Fürsten und Herren dieser Erde sey nun auch vergönnet ein gleiches zu thun.

Das Haupt der Natches, eines Americanischen Volkes, das irgendwo an dem Misisippi-Strome in einer Ecke von Louysiana klebt, hat etwas in seinem Stolze, das mir ungemein gefällt. Er tritt alle Morgen aus seiner Hütte hervor, und zeichnet mit dem Finger der Sonne den Weg aus, den sie den Tag über nehmen soll.

Der Stolz, der sich auf ein eingebildetes Ansehn beziehet, ist der allzuhohe Werth, den man seinem Ansehn giebt. Ein Volk, oder eine Art von Menschen, die sich ansehnlich glaubt, ohne es zu seyn, oder auf das Ansehn eines Königes stolz ist, ohne den geringsten Antheil daran zu haben, scheint blos andern Völkern zur Belustigung stolz zu seyn. Der niedrigste Franzose nimmt einen Theil des Ansehns auf seine Rechnung, das seinem Monarchen so vorzüglich gehört, und fragt einen Schweden, ob sein König eine Kutsche halte?

Vor einigen Jahren war ein Französischer Obrister als ein Durchreisender in Brüssel, und weil er eben nichts bessers anzufangen wußte, kam ihm in den Kopf, er wolle in die große Assemblee der Stadt gehen. Sie hält sich bey einem Prinzen, sagt man ihm. Gut, gab er zur Antwort, was liegt mir daran? Aber, nur Prinzen kommen da hinein; ist der Herr ein Prinz? Das sind gutmüthige Prinzen, sprach der Franzose; ich hatte das vorige Jahr, da wir die Stadt eingenommen, ein Dutzend in meinem Vorzimmer, und sie waren alle sehr höflich.

Doch ich weiß nicht, daß der Stolz, der sich auf ein eingebildetes Ansehn beziehet, weiter getrieben worden sey, als bey einem unendlich kleinen Negern König an der Guineischen Küste. Einige Franzosen stiegen daselbst von ihrem Schiffe an das Land, um sich etliche Lämmer zu kau-

sen; man führte sie vor diesen König, der unter einem Baume seinen Unterthanen das Recht sprach: er saß auf seinem Throne, das ist, auf einem Stück Holz, eben so aufgeblasen, als wann er den Thron des grossen Moguls inne hätte; neben ihm stund eine Leibwache von drey oder vier mit hölzernen Picken bewaffneten Kerls; über seinem Haupte erhub sich ein Sonnenschirm, der den Baldachin vorstellte, und sein und seiner Gemahlinn königlicher Schmuck bestund in der Schwärze ihrer Haut, und in einigen Ringen. Dieser lächerliche Monarch fragte in vollem Ernste: Spricht man in Frankreich viel von mir?

Die Menschen denken also von ihrer Freyheit, von ihrer Tapferkeit, von ihrer Macht, und ihrem Ansehn bisweilen auf eine lächerliche Weise groß.

VIII. Kapitel.

Von dem Stolz, der von der Unwissenheit der ausländischen Sachen herkömmt.

Der Stolz, der von der Unwissenheit der ausländischen Sachen herkömmt, ist die Erhebung seines

Volkes über Völker, die man verachtet, weil man sie nicht kennt.

Die in unsern Zeiten so klugen, so gelehrten und so wohl unterrichteten Italiäner hielten vormals, die jenseits den Gebirgen wohnenden Völker für ordentliche Barbaren, weil die Wissenschaften nach der Eroberung von Constantinopel sich mehrentheils in Italien niedergelassen, und erst von da aus, in andre Länder übergiengen. Ein gewisser Schriftsteller aus dieser Nation sagte von den Deutschen, sie haben die Seele nicht im Kopfe, wie andre Menschen, sondern auf dem Rücken, und ihre Akademien seyen die Ställe, wo die Minerva ihre Maulthiere unterhalte. Baillet, der diese Sentenz anführt, setzt sehr weislich hinzu: man muß sich also nicht wundern, wenn man in den Gedichten der Deutschen diesen Geist der Poesie nicht antrifft, den wir in den neuern Italiänern und den alten Griechen und Römern verehren. Martinelli, ein ganz neuer Italiänischer Verfasser, der in Londen lebt, spricht auch noch itzt den Deutschen so wohl Aerzte als Dichter ab. Die Deutschen, die in meinen Augen so groß sind als irgend ein Volk von der Erde, werden von Fremden nur verachtet, weil man sie nicht kennt; oder, weil ihre Schriftsteller von jedem fremden Schriftsteller nicht denken, wie er von sich selbst denkt.

Die Staatsminister von Persien wissen eben so wenig, was in Europa, als was im Monde

vorgeht. Die meisten Perser halten unsern Welttheil für eine kleine Insel in den Nordischen Gewässern, wo nichts zu finden sey, das schön und gut ist: oder warum kämen sonst, sagen sie, die Europäer alles das bey uns zu holen, wenn sie es bey ihnen fänden.?

Die Erde ist nach der Meynung der Chineser viereckigt, und China macht den größten Theil davon aus; die übrigen Nationen hangen an seinen äusserstẽn Gränzen, und weil sie alle Nationen für Barbaren ansehn, so glaubt man auch denselben eine besondere Ehre zu erweisen, wenn man sie unter die Zahl ihrer Untergebenen rechnet. Ein Brief, ein Geschenke, ein Abgesandter, der aus einem fremden Reiche in China kömmt, ist bey ihnen der bündigste Beweis des pflichtigen Tributs, und der schuldigen Unterthänigkeit; und der Name des Königreiches erscheint sogleich unter diesem Titel in den Jahrbüchern der Nation. Wer einen Brief von seinem Fürsten bringt, wird in China, wie durchgehends in Indien, für einen Ambassadoren gehalten.

Nipon ist der Name, den die Japaneser ihrem Lande gemeiniglich geben; es soll so viel heissen, als das Licht der Sonne, und ist daher entstanden, weil die Japaneser ihnen gegen Morgen kein Volk kennen; weil sie nicht wissen, daß die Erde rund ist, und daher nicht begreifen, daß jedes Land einen gegen Morgen, und dem andern gegen Abend liegt. Die Chineser stun-

den lange in dem gleichen Irrthum, und hiessen deswegen die Inseln von Japan, Gepuanque, das Reich der aufgehenden Sonne.

Tenka ist ein andrer Name von Japan, der oft in ihren Büchern vorkömmt, er ist aber nicht so wohl ein eigenthümlicher Name, als eine figürliche Benennung, die sich dieses Volk aus Eitelkeit beylegte; Tenka heißt so viel als das Reich das unter dem Himmel ist, daher nennen sie auch den Kaiser von Japan Tenka Sama, den Monarchen, der unter dem Himmel ist, weil sie vormals ihr Land für das einige bewohnte Land hielten, und noch zu Kempfers Zeiten, sich selbst die einigen Menschen, und die fremden Länder Umakoff, die Wohnungen der Teufel und der unreinen Geister nannten.

Die Eitelkeit der Menschen findet in dieser Unwissenheit ihre Nahrung, und bauet auf dieselbe die Verachtung gegen andre, die sie verachten. Dieser Gedanke hat nicht nur bey entfernten Nationen, sondern auch bey benachbarten Völkern nnd verbrüderten Städten Platz.

Wie weniger also eine Nation von der Beschaffenheit der ausländischen Sachen unterrichtet ist, desto mehr hält sie von sich selbst.

IX. Kapitel.

Von dem Stolze, der auf der Unwissenheit überhaupt beruht.

Der Stolz, der auf der Unwissenheit überhaupt beruht, ist der allzuhohe Werth, den ein Volk seinem eingeschränkten Kenntniße giebt.

Spanien zeuget in seinem heißen und trockenen Clima sehr feine und scharfsinnige Geister. Die Triebe zum Großen fehlen ihnen nicht, aber die Wege zum Großen. Die Wissenschaften sind überhaupt in Spanien noch immer in einem ziemlich betrübten Zustande, auch sind die Ursachen davon nicht unbekannt. Die Spanier glaubten lange, und vielleicht wird dieser Glaube in einer so gläubigen Nation so bald nicht verschwinden, Gott habe mit Moses auf dem Berge Sinai Spanisch geredet, und ihnen vor allen Völkern der Erde schon lange entdecket, was anderswo die wissensbegierigsten Geister noch suchen.

Ein gewisser Torrubia hat vor einigen Jahren in Madrit eine Naturgeschichte von Spanien herausgegeben. Man hat diesem Buche eine unzählbare Menge Lobschriften vorgesetzet, die den Stolz ihrer Verfasser, und ihre Unwissenheit zugleich entdecken. Die Freunde des Pater Torru-

bia geben den vollkommensten Beweis, wie sehr man durch ein mittelmäßiges Kenntniß die Achtung eines Volkes sich erwerben könne, das so günstig von sich selbst denkt. Ich würde, sagt der entzückte Vater Hieronymus von Salamanca, das ungeschickteste Werkzeug zu den Ausdrücken des Vergnügens seyn, das ich bey dem Anblicke dieser Naturgeschichte empfinde, wenn ich hundert Zungen hätte, wenn alle meine Glieder, wenn die geringsten Aederchen meines Körpers fähig wären, die Sprache der Beredsamkeit zu reden. Torrubia ist der gekrönte Löwe von Spanien, ein neuer Gerion, ein Weiser, der die Natur im Werk gesehen, ein Riese, der nichts als seine Naturgeschichte über sich hat. Die Vorsehung gab ihm alle Vorzüge, und was über alle Vorzüge heraus ist, sie ließ ihn in Spanien zur Welt kommen. Glückseliges Spanien, getreue Genien unsrer Nation, ihr seyd immer beständig, immer erleuchtet, immer unüberwindlich, ihr triumphiret immer über Irrthum und Unwissenheit.

Die einsichtlosen Malabaren können nicht glauben, daß etwas den Europäern bekannt sey, welches ihrer Genauigkeit in den Wissenschaften beykomme. Man kennt diese Genauigkeit.

Die Chineser sind für ihre Gelehrsamkeit sehr berühmt, sie sind darauf stolz, und gleichwohl sieht man, daß sie auf ihre Unwissenheit stolz sind.

Es ist sehr üblich sich von China ungemeine Begriffe zu machen, weil die Reisebeschreiber, die uns von den Umständen dieser Nation belehren, bisweilen grosse Liebhaber von dem wunderbaren sind. Man kann sie einiger massen entschuldigen.

Wenn man seine Augen auf die grossen und prächtigen Bibliotheken wirft, die in China angetroffen werden; wenn man die erstaunende Anzahl ihrer graduirten Personen, und ihrer Schulgebäude, wenn man die vielen Sternenwarten, und die Aufmerksamkeit erwäget, die sie bey Betrachtung des Himmels anwenden; wenn man überleget, daß die Gelehrtheit der einige Weg zu Ehrenstellen ist, daß man blos nach dem Maße seiner Wissenschaft in diesem Lande erhoben wird, daß nach den Grundgesetzen des Reiches, seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, kein andrer als ein Gelehrter zu der Stelle eines Befehlhabers über Städte und Provinzen kömmt, und daß alle Tribunale des Hofes ebenfalls mit Gelehrten müssen besetzet werden; so wird man unstreitig vermuthen, die Chineser haben es in allen Arten von Kenntniß allen Nationen der Erde zuvorgethan. Aber das Wunderbare fällt bey einer genauern Untersuchung; und die Nation, die uns so groß gedäucht, erscheint in einem verächtlichen Lichte.

Die Arten von Gelehrsamkeit, denen die Chineser vorzüglich obliegen, sind das gänzliche Kenntniß ihrer Sprache, worüber schon die be-

trächtlichste Zeit des Lebens vorbeystreicht, das Kenntniß der Gesetze und Geschichte des Reiches und die Sittenlehre. Sie gehen nicht weiter, weil sie gerade nur so viel bedörfen ihr Glück zu machen. Wer in China Doctor werden will, und folglich nach den angesehensten Bedienungen in dem Reiche strebet, muß seine Sprache auf das genaueste verstehen; er muß, welches nicht wenig ist, die Charaktere derselben zu bilden wissen, und er muß im Stande seyn, einen wohl geschriebenen Discurs über die Sittenlehre, oder Staatswissenschaft zu verfertigen. Am meisten sind die Chineser in einer gewissen Art der Höflichkeit (civilité) geschickt. Sie zeigen in ihren Schulen, wie man eine artige Reverenz machen, wie man eine Schale Thee höflich geben, und annehmen, wie man gehen, und den Sonnenfächer manierlich führen soll. Ein einiges ihrer Bücher von dieser Art der Höflichkeit hält dreytausend Regeln in sich.

So geschickt die Chineser in diesen Wissenschaften und Künsten sind, so wenig sind sie es in andern. Sie wissen von vielem etwas, und alles unvollkommen. Die meisten Künste und Wissenschaften sind bey ihnen seit undenklichen Jahren in Uebung, aber sie bleiben immer, was sie anfänglich gewesen sind. Von einigen wissen sie gar nichts. Die Theile der Weltweisheit sind ihnen mit Ausnahm der Sittenlehre, unbekannt, sie bekümmern sich sehr wenig um die Begebenheiten

der Natur, und sind im geringsten nicht im Stande vernünftig davon zu urtheilen; am allerwenigsten von einem obersten Wesen, von dem künftigen Leben, und der Nothwendigkeit einer Religion. Ihre Astronomie ist sehr alt, aber sehr unvollkommen. Die übrigen Theile der Mathematik mußten sie von den Jesuiten lernen, die in meinen Augen, durch die Bezwingung der Herzen der Chineser, und besonders des größten ihrer Kaiser, mit ihrer seltenen Gelehrsamkeit, mit ihrer Klugheit, mit ihrem Genie, eine weit grössere Ehre erworben haben, als die größten Weltbezwinger. Die Chineser wären sich nicht mehr gleich, wenn sie die Jesuiten in ihrem Reiche behalten hätten.

Man ist gewohnt den Chinesern den Geist der Erfindung zuzuschreiben, und gleichwohl sind sie nicht einmal zum nachahmen gemacht. Kein Chinesischer Künstler bringt eine gute Flinte zum Stande. Sie meynen, sie haben die Tonkunst erfunden, und vollendet, sie ist aber so schlecht, daß sie ihren Namen nicht verdient. Ihre Malerey ist lebhaft in den Farben, die Erfindung steif und geistlos; sie verdrehen ihre eigene Gesichter, und geben sich selbst die abentheurlichsten Gestalten, da sie doch, die Schwerigkeit ihres Leibes ausgenommen, ganz erträglich aussehen. Sie wollen gar nichts nach Europäischer Manier verfertigen; man hatte die größte Mühe ihre Baumeister die vormalige Kir-

che der Jesuiten in dem kaiserlichen Pallaste von Peking nach dem Model verfertigen zu machen, das aus Europa gekommen war. Sie sehen den Bau unserer Schiffe mit Erstaunung an, und glauben sich beschimpfet, wenn man ihnen vorschlägt denselben nachzuahmen. Die Verachtung gegen andre Völker ist bey ihnen so groß, daß sie von den Europäern auch nicht die offenbar nützlichen Erfindungen annehmen; sie liessen bey dem Brande in Canton einen großen Theil der Stadt im Feuer aufgehen, aus Furcht die Engelländer möchten löschen.

Was mir aber die Chineser, am verächtlichsten macht, was mir die allerschlechtesten Begriffe von dem Verstande und den Einsichten dieses Volkes giebt, ist der herrschende Aberglaube, den ich für einen großen Zug zu dem Charakter eines kleinen Geistes halte. Tchin Tsong der dritte Kaiser der neunzehnten Dynastie hat sein Angedenken dadurch entehret, daß die Leichtgläubigkeit besonders, unter seiner Regierung und durch ihn, überhand nahm.

Die Chineser schreiben die Ursachen der gemeinsten Begebenheiten einem bösen Geiste zu: sie ziehen eine Art von Los, damit sie wissen, ob sie eine Reise unternehmen, ob sie kaufen oder verkaufen, ob sie ihre Kinder verheirathen sollen; sie geben sich die äusserste Mühe die unschädlichste Stellung eines Hauses zu finden, den Ort, wo sie eine Thüre öffnen, den Tag, an welchem sich

am besten ein Ofen bauen läßt, und einen Hügel oder Berg zu kennen, wo man am bequemsten begraben liegt. Wenn jemand mehr Witz und Gaben hat, als ein andrer, wenn er frühe den Doctorgrad erhält, wenn er geschwinde Mandarin wird, wenn er in der Handlung glücklich ist, so liegt die Ursache nicht in ihm; er hat zum Begräbnisse seiner Voraltern einen bequemen Ort erwählet.

Es findet sich in China eine Art von sincretistischen Gelehrten, deren Anzahl sehr groß ist, die sich aus allen Sekten ein Lehrgebäude machen, und alle Köpfe unter einen Hut bringen. Diese sind nicht weniger abergläubisch als der gemeinste Pöbel, so sehr sie sich gleichwohl von dem Pöbel entfernen. Sie biegen ihre Kniee vor den Göttern ihrer Weiber, sie erkundigen sich um das künftige; sie thun was andre. So wenig sich unsere kleinen Geister in Europa begnügen einen Menschen, der des Aberglaubens lacht, einen Philosoph zu nennen, so wenig thun es die Chineser. Wer nicht denkt wie sie, ist verdammt.

Bey allen diesen wichtigen Mängeln, bey dieser in die Augen fallenden Unwissenheit, ist dennoch auf der Erde kein Volk, dessen Stolz grösser sey, als der Stolz der Chineser. Ihre Eigenschaften überwägen, ihrer Meynung nach, alles, was man von Menschen fodern kann. Dieser Stolz, der mit ihnen gebohren wird, flößt die vollkommenste Verachtung gegen alle andere

Völker, auch dem niedrigsten Theile ihres Volkes ein. Sie sind von ihren Sitten, von ihren Grundsätzen so sehr eingenommen, daß sie nicht begreifen, daß etwas gutes ausser China sich antreffe, und daß etwas wahr sey, welches ihre Gelehrte nicht wissen.

Wie mehr also ein Volk von sich selbst hält, desto mehr ist es geneigt, auch seine Mängel zu einer Quelle seines Stolzes zu machen.

X. Kapitel.

Von dem Stolze, der sich auf wahre Vorzüge bezieht.

Der Stolz, der sich auf wahre Vorzüge bezieht, ist bey dem Menschen ein Gefühl von wahrer Erhabenheit, das aus der Betrachtung dieser Vorzüge entsteht, und die Begierde, dieser Erhabenheit gemäß zu leben.

Dieser Stolz setzet die deutlichsten Begriffe der Vortheile zum voraus, die ein Mensch oder ein Volk vor dem andern hat. Er ist verschieden, nachdem diese Vortheile verschieden sind. Er ist mit der Verachtung gegen andre begleitet, in sofern die Natur der Dinge will, daß sie verachtungswürdig seyn.

Man hält gemeiniglich den Stolz ohne Ausnahme für ein Laster. Die Moralisten sind selbst an dieser Verwirrung schuld, die meisten wissen von der sehr grossen Verschiedenheit des Stolzes nichts; und in vielen Sprachen findt man kein Wort, das dem Bewußtseyn seines wahren Werthes einen Namen giebt.

Das Bewußtseyn seines wahren Werthes ist, bey einzelen Menschen, das Gefühl der Würdigkeit ihrer Seele, das bey dem Pythagoras für den größten Reiz zur Tugend gehalten wurde, und in unserm Gemüthe allerdings den edelsten Eindruck behaupten soll. Es ist eine Wache, die der Urheber der Natur in uns geleget hat, die alles, was klein, was niedrig, und der Größe unsrer Seele unwürdig ist, verdringet. Kein gemeiner, kein schädlicher, kein böser Gedanke wird in uns aufsteigen können, so bald wir diese Achtung für uns selbst tragen, so bald wir nach ihrer Anleitung unsre Triebe vor dem Richterstuhle der Vernunft beurtheilen, und der Lehre des Pythagoras zufolge, uns am meisten vor uns selbst scheuen. Bacon hat gesagt, die Ehrerbietung gegen sich selbst sey ein Zaum für alle Laster.

Das Bewußtseyn des wahren Werthes seiner Nation ist der Nationalstolz, der sich auf wahre Vorzüge bezieht. Dieses Bewußtseyn scheint sehr gute Folgen zu haben, und darum ist es von dem auf eingebildete Vorzüge sich be-

ziehenden Stolze gänzlich verschieden. Das Gefühl der Vorzüge seiner Ahnen ist eine Triebfeder ihnen gleich zu werden. Der Ruhm, den sich ein Volk in Künsten und Wissenschaften erworben hat, erwecket mit der Theilnehmung an diesem Ruhme die Begierde denselben zu vermehren. Die segnenden Einflüsse einer glücklichen Regierungsform erheben das Gemüth auf eine Weise, die das Vaterland angenehm, und den Bürger dem Vaterlande getreu macht.

Der Stolz, der sich auf wahre Vorzüge bezieht, ist verwerflich, wenn er die Vortheile nicht hat, die er haben soll; er ist schändlich, wenn er verächtlich macht, was nicht verachtungswürdig ist. Der gerechteste Stolz hört auf gerecht zu seyn, so bald er andre unbillig verkleinert: der Neid, der dem unbilligen Stolze eigen ist, flieht fern von dem Stolze, der sich auf wahre Vorzüge bezieht; ein edles Gemüthe findt sein größtes Vergnügen in andrer Größe, weil es durch andrer Größe nicht erniedriget wird; ein niederträchtiger Geist, der auf eingebildete Vorzüge stolz ist, muß andre erniedrigen, damit er groß scheine. Ein aufgeklärter Geist verachtet den Unglücklichen nicht, der nichts weiß; aber er verachtet den Narren, der stolz ist, weil er nichts weiß. Der Tugendhafte verachtet das Laster, aber er hasset nach den Regeln des Gottes, der auf der Erde erschienen ist, die Menschen vernünf-

tig, billig, gerecht, und selig zu machen, den Lasterhaften nicht, den er verachtet.

Ich werde die verschiedenen Arten des bewußten Werthes ganzer Nationen durchgehen; und zuletzt mit einer philosophischen Wage die Vortheile und Nachtheile der angeführten Arten des Nationalstolzes zu entscheiden suchen.

XI. Kapitel.

Von dem Stolze, den das Angedenken der Tapferkeit ihrer Vorältern bey einer Nation erwecket.

Der Stolz, den das rühmliche Angedenken der Vorzüge ihrer Vorältern bey einer Nation erwecket, ist das erhabene Gefühl dieser Vorzüge, und die Begierde sie selbst zu erwerben.

Nichts ist lächerlicher als der Stolz, den der Adel in gemeinen Seelen erwecket, nichts ist herrlicher als die Wirkung dieses Stolzes auf einer wohlgearteten Seele. Die Vorstellung der Tapferkeit, der Weisheit, die unsre Vorältern groß machte, ist eine immerwährende Erinnerung, wir sollen nichts thun, das ihres Na-

mens unwürdig sey, wir sollen so groß seyn, als sie.

Die heilige Schrift sagt: wer seinen Sohn geschickt macht, wird gelobet seyn in demselben. In China, wo nur der Adel der Familie des Confucius erblich ist, geht darum der Adel rückwärts; derjenige, der geadelt wird, macht nicht seine Nachkommenen, sondern seine Voreltern zu Edelleuten. Wir sollen uns bestreben die Absicht unsrer Väter zu erreichen, ihren Ruhm in unsern Thaten auszudrücken, und auf sie ihren eigenen Glanz zurückzuwerfen; wie mehr ihr Angedenken von uns geehret ist, desto geschwinder kommen wir ihnen gleich. Es ist schön, sich so zu betragen, daß man von uns sagen könne, was bey dem Tacitus der Kaiser Tiberius von dem Curtius Rufus gesaget hat, er scheinet von sich selbst gebohren zu seyn. Aber es ist selten, weil es schön ist.

Diese Betrachtungen haben auch bey einem ganzen Volke Platz. Gleichwie ein ererbter Adel unter einzelen Personen eine wahre Schande für den ist, der sich der Ehren unwürdig macht, die für seinen Stammvater eine Belohnung der Verdienste, und für ihn eine blosse Aufmunterung zu denselben seyn sollten; so macht sich auch ein ganzes Volk verächtlich, wenn die Abart der Enkel das Angedenken ihrer erhabenen Vorfahren entehret. Die Würde einer Nation wird nicht vermindert werden, wenn ihre Tu-

genden nicht abnehmen; das Angedenken verdienstvoller Väter befestigt ihren Ruhm auf den Enkeln; die Nachahmung ihrer Thaten ist die Wirkung dieses Angedenkens. Sie sind die Vorbilder der Nachkommenschaft.

Socrates ward gefragt, wie man bey den Atheniensern die Begierde erwecken könnte, denen Tugenden ihrer Vorväter nachzuahmen, ihrem Ruhme gleichzukommen, und ihre glückseligen Tage wieder herzubringen? Der Philosoph gab zur Antwort: wenn wir wollten, daß die Athenienser andern ein Gut entrissen, so dörften wir ihnen nur sagen, ihre Voraltern haben dieses Gut besessen. Begehren wir also, daß sie den ersten Rang unter Leuten von Verdiensten behaupten, so muß man ihnen zeigen, daß die Verdienste ihnen seit undenklichen Jahren zugehören, und daß sie unfehlbar diese Verdienste erlangen können, so bald sie wollen. Man muß ihnen nur oft die Verdienste ihrer Vorfahren unter Augen legen: Kein Volk kann sich rühmen, daß seine Voraltern schönere Thaten, und so oft verrichtet haben als die Athentenser. Diese einheimischen Beyspiele erheben den Muth, und erwecken die wahre Liebe der Tugend, und der Tapferkeit. Socrates räth also den Atheniensern den eigentlichen Stolz an, von dem ich spreche.

Die Alten sind gänzlich in diesen Gedanken gewesen. Sie bemühten sich um die Wette in die Ehre des Staates verliebt zu seyn, und ihre

besondere Vortheile dem allgemeinen Besten nachzusetzen. Sie munterten einander durch das Angedenken der Thaten ihrer Voraltern bey allen Gelegenheiten auf. Die Corinther sagen bey dem Thucydides: eure Väter sind auf rauhen und ungebahnten Wegen zu der Tugend emporgestiegen, ihr Beyspiel soll euch vor Augen bleiben, ihr sollt durch Reichthum und Müssiggang nicht verlieren, was durch Arbeit und Armuth gewonnen ist. Thucydides bemerket darum mit großer Vernunft: man müsse nicht bey den altväterischen Erzählungen stille stehen, die jedes Volk von seinen Verdiensten macht. Diese Verdienste kommen nur denen zu gut, die ihnen nachahmen, nicht denen die sich davon entfernen, weil es strafwürdiger ist, von grossen Beyspielen, denen man folgen sollte, sich zu entfernen, als klein zu seyn, wenn man keine hat.

Die Erinnerung ihrer Voraltern war bey den Griechen eine wahre Quelle der Tapferkeit. Bey dem blossen Anschauen der Bildsäulen des Harmodius und des Aristogiton erneuerte sich in den Gemüthern der Athenienser die Abscheu vor der Tyrannie, und machte täglich die Dankbarkeit gegen diese tapfere Verfechter ihrer Freyheit rege. Sie stellten nach ihren Schlachten die Gebeine der Männer, die für das Vaterland gestorben waren, dem Volke unter Augen; man bemühte sich um die Wette diese verehrungswürdigen Ueberbleibsel mit Blumen zu bestreuen; der

geringste Grieche ward durch einen rühmlichen Tod dem größten Generalen an die Seite gesetzet. Man erneuerte ihr Angedenken, durch die feyerlichsten Opfer, bey der spätesten Nachkommenschaft. Ihre Bildsäulen stunden bey den Bildsäulen ihrer Götter.

Mit diesen Gedanken zogen die Griechen in den Streit. Sie stellten einander diese Thaten vor, eh das Zeichen zum Treffen gegeben war; sie ruften die Seelen der Abgestorbenen zu Zeugen des Tages herauf, an welchem sie, ihres Namens würdig, siegen oder sterben wollten. Dieser Gedanke machte den Schrecken vor ihnen hergehen, und führte sie freudig den ehrenvollen Gefahren entgegen. Die einige Schlacht bey Marathon erfüllte die Griechen, durch viele Jahrhunderte, mit einer edlen Wetteiferung ihren Voråltern gleichzukommen. Man erinnerte sie in allen großen Gelegenheiten dieser Schlacht, des zahllosen Heeres der Feinde, und ihres kleinen unüberwindlichen Haufens. Die starke Beredsamkeit des Demosthenes drückte den Atheniensern diese Lehre in das Herz, sie erregte in demselben den Eifer für Freyheit und Vaterland mit einer Gewalt, die alle Gemüther entflammte, und alle Herzen zu großen Entschlüssen erhub. Die Spartaner giengen mit dem gleichen Geiste zu Felde, ihre Armeen waren klein, aber sie siegten. Die heutigen Nachfolger der Spartaner

sind noch bis auf diesen Tag das tapferste Volk unter den Griechen, und sie sind frey.

Die Römer bezwangen mit dem Gedanken der Tapferkeit ihrer Voraltern, mit dem Gefühl ihrer Größe, und des ewigen Romes, die Welt.

Die Araber sind das freyeste Volk. In so vielen Jahrhunderten hat sie niemand unterjochet, die Römer und die Türken waren für sie zu schwach. Sie dähnen sich in unsern Zeiten noch aus, sie setzen sich hin und wieder in Aegypten fest, und zahlen dem Sultan weder den Tribut, noch nehmen sie seine Befehle an. Die Erinnerung ihrer Voraltern ist hiervon die einige Ursache. Sie hören in ihren Gezelten, von der ersten Jugend an, die Thaten ihrer Väter erzählen, sie sehen die Schande, die den Feigen bestraft, die unvergängliche Ehre der Tapferkeit. Ihre Weiber ziehen auf Kameelen mit ihnen in das Gefechte; der Araber, der fliegt, wird von den seinen ermordet. Der angebohrne Stolz der Nation ist thätig, wenn sie glücklich, und wenn sie unglücklich ist.

Die Nordischen Völker verdienen den Ruhm einer ausnehmenden Tapferkeit, und sie haben dieser Tapferkeit, durch die Erinnerung ihrer Voraltern, eine lange Dauer gegeben.

Die Tartaren sind in dem Norden entsprungen. Sie scheinen die natürlichen Ueberwinder von Asien zu seyn, ihre Waffen stehen immer bereit die mittägigen Völker von ihrem Schlummer zu

erwecken. Sie sind in dreyen Theilen der Erde groß und furchtbar geworden. Die Scyten werden für die eigentlichen Stammväter der Schweden gehalten; sie hatten zu verschiedenen Zeiten die Ufer des Tanais verlassen, vergnügter in diesen Gegenden zu leben. Schweden, Norwegen, Rußland, Dånemark, und ein Theil von Deutschland fielen in den Tagen des vergötterten Odins unter die Herrschaft eines Scytischen Hauses. Die Haufen die das Römische Reich umstürzten, die Sachsen, die Jüten, und Anglen, die zusammen Britannien bezwangen, kamen aus den nordlichen Gegenden von Asien her. Alle die Völker, die sich nach und nach in Deutschland ausdåhnten, die Spanien, Gallien, und endlich das ganze occidentalische Kaiserthum bezwangen, hatten den gleichen Ursprung, und trugen die gleichen Gesetze, den gleichen Muth, die gleiche Liebe für die Freyheit, für ihre hergebrachten Gewohnheiten, für die Religion ihrer Våter, und die gleiche auf die Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit gegründete Verachtung des Todes, den gleichen Stolz mit sich.

Die Anordnungen und Gewohnheiten dieser Völker mußten sich verbinden ihren Söhnen das deutlichste Gefühl dieses Stolzes einzupflanzen. Die Tapferkeit war unter ihnen in ungemeinem Ansehen. Odin wußte die Woluspo, das Gesetzbuch der Scytischen Nation, nach dem Genie dieser Leute einzurichten; er beredete sie, daß eine

glückliche Unsterblichkeit nur denen zugedacht sey, die ihren Vätern gleich mit den Waffen in den Händen stürben, daß die Seligkeit von der Vergiessung seines Blutes abhange, und daß ein Kranker auf dem Sterbebette sich müsse verwunden lassen, damit er blutig vor seinen Göttern erscheine: Odin that es. Die Einwohner von Scandinavien waren entschlossen, den höchsten Staffel des Glückes und der Wollust in Blut und Tod zu suchen. Unsre Krieger, sagen ihre Dichter, gehen, nach dem Tode lechzend, dem Tode mit Entzückung entgegen: man sieht sie in dem Streite mit durchborten Herzen fallen, lachen, und sterben. Lodbrog ein nordischer König ruft aus: Was regen sich in mir für neue Freuden! ich sterbe! ich höre Odins rufende Stimme; schon öffnen sich die Porten seines Pallastes, halbnackte Jungfern treten hervor; blaue Binden erhöhen den weissen Glanz ihrer Brüste; sie kommen zu mir, sie schenken mir ein treffliches Bier aus meiner Feinde blutigem Schedel!

Alle Tugenden wichen bey den Gothen der Tapferkeit. Ihre Weiber selbst erlernten den Gebrauch der Waffen; man sah mit einer besondern Achtung eine Fürstinn an, die mit eigner Hand einen allzudreisten Liebhaber erlegte. Ein Jüngling fand Schwierigkeiten sich zu verheiraten, wenn er nicht öffentliche Proben seines Muthes abgeleget hatte. Der Sohn des Königes dorfte dem geringsten Bauer den Zweykampf nicht aus-

schlagen, den die Religion guthieß, weil ihren Begriffen nach, der Sieg auf dessen Seite fiel, dessen Sache gerecht war.

Diese Denkungsart, diese Thaten wurden in den Gesängen der Scandinavischen Dichter der Nachwelt übergeben, und sie brachten auf den Gemüthern der Enkel die gleichen Wirkungen hervor, die ich von den unsterblichen Liedern des neuen Tyrtäus vermuthe.

Die alten Deutschen nahmen den gleichen Geist an. Der Tapferste ward nach dem Tode ein Gott, seine Nachkömmlinge genossen die Vorrechte der Fürsten, man machte ihnen Geschenke, und räumte ihnen große Striche Landes ein. Aber sie behielten diese Vorrechte nur so lange, als sie ihrer Voraltern nicht unwürdig lebten.

Konnten die nordischen Völker bey diesen Gesinnungen den Stolz nicht fühlen, den ihre Thaten, ihre Gesetzbücher, ihre Religion sich verbanden ihnen einzuflössen? Haben sie die mildern Wege zum Ruhme, und die zärtlichen Reize der Wissenschaften und der Künste von ihren Vätern nicht ererbet, so ererbten sie gleichwohl den Stolz, den die gesittesten Völker edel heissen, und lebten demselben gemäß.

Die tapfersten Nationen kommen hierinn den Scandinaviern bey. Ich werde die Hunnen, die Japaneser, und die Helvetier zum Beyspiel darstellen.

Die Kinder der Hunnen geriethen in eine Art von Raserey, wenn man ihnen die großen Thaten ihrer Vorfahren erzählte; die Väter selbst zerflossen in Thränen, so oft sie sahen, daß sie nicht mehr hoffen durften, ihren Kindern gleich zu seyn.

Die Japaneser sind ein kriegerisches, ehrbegieriges, und zu weitaussehenden Unternehmungen geneigtes Volk. Sie haben eine besondere Größe in der Seele; sie verachten das Leben: der Selbstmord ist bey ihnen weit gemeiner als er es in Engelland, oder in der Schweitz ist; etwas edles und majestätisches unterscheidet die Abkömmlinge ihrer ältesten und vornehmsten Familien. Der Stolz, den das rühmliche Angedenken der Vorältern erwecket, ist ihnen von der ersten Jugend gemein. Durch die Auferziehung suchen sie die Begriffe von Heldenmuth und Tapferkeit in die zarten Seelen ihrer Kinder zu pflanzen; kaum sind sie gebohren, so singt man ihnen Kriegs- und Siegeslieder vor. Gehen sie in die Schule, so müssen sie die Werke ihrer Helden und die Geschichte ihrer Vorfahren abschreiben, die durch einen selbstgewählten Tod gestorben sind.

Eben dieser Stolz hat endlich die Helvetische Nation durch lange Gefahren über die Nacken ihrer zahlreichen Feinde emporgeschwungen. Eine Handvoll Hirten errang ihr die Freyheit.

Das Angedenken dieser Hirten sprach in den Herzen der tapfern Berner bey Laupen. Der kleine Haufe trat mit der Zuversicht des Helvetischen Ruhmes nicht unwürdig zu sterben, in das Feld; mit Reben bekränzet sangen sie die Urheber ihrer Freyheit, und stürzten ihren stolzen Feind.

Das Angedenken dieser Hirten besiegte die Vermessenheit der Tyrannen bey Sempach: der furchtbare Adel zerstob vor den zackigten Käulen der wenigen Helvetier. Ihr Heldengeist überwand die bessern Waffen, die Geschicklichkeit und die Menge.

Das Angedenken Dieser Hirten brannte in den Herzen der Zwölfhundert, die unweit Basel vierzigtausend Franzosen angriffen, einen großen Theil davon aufrieben, und so lange um den Sieg stritten, bis sie unter dem Schutt einer angezündeten Kirche, auf dem Wahlplatz, zusammen starben.

Das Angedenken dieser Hirten beseelte die Arme der Tapfern, welche bey Murten die Burgunder schlugen, wie Lucullus den Tigranes schlug.

Das Angedenken dieser Hirten bereitete ihrer beglückten Nachkommenschaft, durch tausend unsterbliche Thaten, die ruhigen Tage, die sie nunmehr den Künsten des Friedens geweiht hat.

Der Stolz, der sich auf das rühmliche Angedenken der Tapferkeit seiner Voráltern bezieht,

ist also eine reiche Quelle von eigener Tapferkeit und unbiegsamer Größe der Seele.

XII. Kapitel.

Von dem Stolze, der durch den Ruhm einer Nation in Künsten und Wissenschaften entsteht.

Der Stolz, der durch den Ruhm entsteht, den ein Volk mit Künsten und Wissenschaften erworben hat, ist die Erhabenheit des Geistes, die ein Volk fühlt, wenn es sich durch seine Einsichten vor andern Völkern beglücket findt.

Ich begreife wie eine Art von Stolz bey einem Menschen entstehen kann, der durch seine Einsichten andere übermag; aber ich begreife auch, wie gefährlich dieser Stolz ist, wenn ihm die stärkste Vernunft, und die strengste Tugend, nicht zur Seite geht. Die Wissenschaften öffnen den Geist, sie dähnen seine Kräfte aus, und machen sie in einem weitern Umfang thätig; die allgemeine Irrthümer der Nationen, die Vorurtheile die allen Geschlechtern eigen sind, liegen vor einem aufgeklärten Geiste offen; er allein weiß, was gut, was schön, und wahr ist. Er sieht gleich einem Wesen, das vom Himmel uns be-

trachtete, auf die Menschen, die noch in der Dunkelheit wandeln, herab. Kein Vergnügen, sagt in seiner erhabenen Sprache Bacon, einer der größten Geister unter den Menschen, reicht an das Vergnügen, welches derjenige fühlet, der durch das Kenntniß der Wahrheit erhoben, wie von einer hellen Höhe, auf die Irrthümer und die Ausschweifungen der Sterblichen, auf die trüben Gewitter in den Thälern der Welt hinabsieht: dieses Hinabschauen fordert ein mitleidendes Herz, nicht einen aufgeblasenen Geist; und so geniessen wir den Himmel auf der Erde, wenn die Seele mit Menschenliebe erfüllet, ruhig auf den Wegen der Vorsehung, die weite Ausdähnung der Wahrheit umfängt (*).

Dieses Vergnügen ist das Gefühl einer billigen und gerechten Erhabenheit. Die gleiche Erhabenheit entspringt bey einer Nation, wenn sie eine Menge von geschickten Leuten enthält, und ihr Geist der allgemeine Geist der Nation wird. Das Angedenken der Helden, die für ihr Vaterland starben, ist einer wohlgearteten

(*) Nulla voluptas aequiparari poteſt huic ipſi, nempe ut quis ſtet ſuper clivum excelſum veritatis, atque inde errores, homines palantes, caligines & tempeſtates, in convalle ſubjacente, deſpiciat; modo proſpectus iſte cum miſericordia conjunctus ſit, non cum tumore, aut ſuperbia. Et hoc ipſum, eſt cœlo in terris frui, quando mens humana in charitate movetur, in providentia quieſcit, & ſupra polos veritatis circumfertur. Bac. Op. Vol. VI. p. 7.

Seele nicht angenehmer als das Angedenken der Helden, die für ihr Vaterland lebten. Die Namen des Lycurgus, des Hippocrates, des Democritus, des Apelles, des Herodotus, des Aristoteles, des Pindarus, des Thucydides, des Sophocles, des Xenophon, des Demosthenes, waren bey den Griechen nicht geringer, als die Namen des Miltiades, des Themistocles, und des Epaminondas. Eine ewige Nacht begräbt den Helden, der keinen Geschichtschreiber, keinen Dichter fand; das Angedenken des Geschichtschreibers, des Dichters, des Künstlers, des Redners, des Philosophen, des Arztes, des Gesetzgebers, ist ein ewig leuchtender Tag für die künftigen Geschlechter.

Darius war schon bezwungen, und Asien hatte sich gebogen, da Alexander seinem Lehrer dem Aristoteles schrieb, er wollte weit lieber, durch ein ausnehmendes Kenntniß, durch Einsicht und Wissenschaft, als durch die Größe seiner Macht über alle Sterbliche erhoben seyn; ja er trug kein Bedenken dem Diogenes bey seinem Fasse in Corinthus zu sagen: ich möchte Diogenes seyn, wenn ich nicht Alexander wäre.

Die Künste und die Wissenschaften bieten einander ihre Hülfe an, den Namen eines Volkes bis an das Ende der Erde zu tragen, und sein Angedenken der Hochachtung der kommenden Welt zu empfehlen. Ohne den Vater der Poesie wäre Achilles in einer ewigen Vergessenheit ge-

blieben; glückselig bist du Jüngling, sprach der große Macedonier, bey dem Grabe dieses Königes, daß sich zum Preise deiner Tapferkeit ein Homer gefunden hat. Ptolomäus Philadelphus fand in dem Beyfall der Gelehrten eine sicherer Strasse zum Ruhme, als seine stolzen Vorfahren, die mit ihren Pyramiden dem Himmel und der Vergänglichkeit trotzten.

Die Künste und die Wissenschaften adeln die gemeinste Herkunft, sie erniedrigen den König, der ihren Werth nicht kennt; sie bringen einer Nation die Art des Stolzes bey, die das Gefühl ihrer Würdigkeit ist, wenn sie bey ihr auf den möglichsten Staffel der Vollkommenheit gestiegen sind.

Jede Nation fühlt diesen Stolz, wenn sie den Werth ihrer großen Männer fühlt. Die Bürger von Crotona empfanden diesen Stolz, als sie ihrem Rathe befahlen, in allen seinen Unterhandlungen den Grundsätzen des Pythagoras zu folgen, und ohne seine Beystimmung nichts zu unternehmen; dieser Stolz bewog die Einwohner von Metapontus, das Haus, in welchem eben dieser große Mann gestorben war, in einen Tempel zu verwandeln, und ihn selbst als einen Gott zu ehren: er trieb die Stagiriten an, die Gebeine des Aristoteles von Chalcis herzubringen, auf seinem Grabe einen Altar zu bauen, und bey demselben nachher ihre öffentlichen Versammlungen zu halten.

Dieser Stolz mußte sich regen, wenn die Griechen sahen, daß sie den Trost im Unglück, die Errettung in den Gefahren, und den beträchtlichsten Theil ihres Ruhmes ihren großen Geistern schuldig waren. Viele von den Atheniensern, welche bey der unglücklichen Unternehmung des Nicias auf Sicilien in die Sklaverey geriethen, hatten ihr Heil dem Euripides zu danken, dessen Verse sie ihren Herren vorsagten. Die großen Geister der Griechen waren so berühmt, daß ein König in Persien bey einer Audienz, die er den Abgesandten der Griechen gab, vor allem ausfragte: wie sich der Dichter Aristophanes befinde?

Auch Rom wachte von seinen Siegen zu der Liebe der Wissenschaften und der Gelehrten auf. Die Waffen dieses mächtigen Volkes hatten zwar Griechenland bezwungen; aber Griechenland konnte den Römern zeigen, daß die Vorzüge des Geistes den Sklaven über seinen Herrn heraufsetzen, und daß sich die Größe dieser Vorzüge weder an der Spitze siegreicher Heere, noch über den Ruinen gestürzter Throne erreichen läßt. Die Waffen wichen der Philosophie, die Lorbeern der Beredsamkeit.

Die Römer, die sich durch ihren Witz und ihre Gaben hervorthaten, blieben nicht ungesucht, nicht ungekannt, nicht unbelohnt. Man war in den merkwürdigen Zeiten des Augustus, vornehmlich mit dem Geiste entflammet, der die

Ge-

Gemüther in Bewegung bringen, die verborgenen Gaben erwecken, und die minder bekannten Verdienste einem hellern Tage aussetzen konnte. Virgil las seine Verse dem Herrn der Erde in seinen Zimmern vor, und er ward in dieser Arbeit von dem Staatsminister des Kaisers unterstützet, wenn ihm seine Stimme zu wanken anfieng; er sah durch seine Dichtkunst gerühret die Octavia neben sich niedersinken, und den Augustus in Thränen zerfliessen. Horaz ward von dem Kaiser zum Liebling gewählet, und Horaz durfte ausschlagen des Kaisers Liebling zu seyn. Der geringste Römer konnte diese stolze Hoffnung wagen, wenn er durch die Vorzüge seines Geistes über andre erhoben war.

Der Stolz, der sich auf den Ruhm seiner Nation in Künsten und Wissenschaften gründet, ist auch in unsern Zeiten nicht ungewohnt. Die innre Würde des Menschen macht bey dem weisen Theile der Englischen Nation den wahren Werth des Menschen aus; der Staatsminister wird, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, von den Engelländern verachtet, wenn er nicht ist, was er seyn soll; sie wissen die unbekannten Vorzüge des gemeinen Mannes eben so wohl aus der Finsterniß an das Licht zu ziehen, als sie dürfen die unverdiente Größe der Großen zu einer ewigen Schande verdammen. Dieses unter dem Vorwande seiner Freyheit sonst so unbändige Volk vergisset seine Sekten, seine Factionen,

Haß und Feindschaft, wenn es um die Belohnung der Fähigkeiten seiner Bürger zu thun ist: Pope war ein Katholike, ein verhaßter Name bey einem Volke, bey welchem die Vorurtheile, die es hat, vorzüglich mächtig sind, gleichwohl ist er der Liebling seiner Nation gewesen, und sein Bildniß steht in den meisten Häusern von Britannien. Die Kirche der Westmünster Abtey in Londen ist allen Völkern der Erde ein Beweis, wie sehr und wie ausserordentlich die Engelländer die Verdienste ehren: diese Begräbnißstädte ihrer Könige ist mit den Gräbern ihrer großen Geister untermenget, und die Ueberbleibsel einer Komödiantinn, die in Frankreich ihren Ruhplatz auf einem Schindanger erhalten hätten, sind neben ist Häupter des Staates beygesetzt. Newton die bey seinem Leben in diesem Vaterlande großer Männer auf eine ausserordentliche Weise geehret gewesen, und nach seinem Hinschied hat man ihn, mit dem Pompe der Monarchen, in diese stillen Behältnisse des Ruhmes zu Königen und Gelehrten hingelegt. Das Gefühl des vorzüglichen Werthes ihrer Nation ist bey den Engelländern ausnehmend groß. Die Franzosen sind für diese Heftigkeit mit allem ihrem Stolze zu gemäßigt: sie stellen ihre Satyrenschreiber nicht an den Pranger, aber sie richten ihren großen Geistern keine Statuen auf; sie erschiessen ihre Admiralen nicht, aber sie begraben ihre Generalen nicht zu Saint Denys. Die Englische

Nation ist in allem ausserordentlich, sie kann nicht genug strafen, sie kann nicht genug belohnen.

Die Ehre, die ein Volk seinen großen Männern erweiset, ist also eine wahre Theilnehmung an ihrem Ruhm, und diese Theilnehmung ist der bewußte Werth dieser großen Männer. Es ist edel, den Verdiensten seiner Mitbürger ihr Recht zu lassen, es ist einem erhabnen Gemüthe gemäß, den Neid als ein Laster aus dem Herzen zu verbannen, das die Dunkelheit liebet, und nur alsdann aus seinen Klüften hervorbricht, wenn es Unruh und Zerrüttung erregen, und Traurigkeit in den Herzen der Rechtschaffnen verbreiten kann. Der Ruhm unsrer großen Geister ist der Ruhm des Staates, und der Ruhm des Staates ist der Stolz des Staates.

Die Nation, die ihre großen Männer am meisten ehret, wird ihnen am meisten gleich. Athen hat in dem Ceramico die Statuen seiner erlauchten Bürger aufgestellet, Griechenland war von ihren Ehrensäulen voll. Das Angedenken ihrer Verdienste ward bey jedem Blicke rege, den man auf die Denkmäler ihres Ruhmes warf. Die allergrößten Männer des alten Roms bekannten, daß sie, bey dem Anschauen dieser Denkmähler ihrer erlauchten Voraltern, die ausserordentlichsten Bewegungen empfanden. Die Römische Jugend war dergestalt von den Trieben der Ehrbegierde bezaubert, wenn sie die

Bildnisse dieser Männer bey gewissen feyerlichen Anlässen sah, daß man hätte denken sollen, die Gräber haben sich geöffnet, und die Seelen der Abgeschiedenen seyen auf die Erde zurückgekehrt, in der Sprache der Unsterblichen die Wege zum Grossen, zum Schönen, und Edlen zu lehren.

Epikur heißt uns einen wackern Mann in dem Leben zum Muster nehmen, unter dessen Angesicht wir unsre Thaten zu verrichten scheinen; Longin befiehlt den Rednern, sie sollen sich einbilden, Demosthenes oder Homer hören ihnen zu. Nichts kann kräftiger zu der Liebe der Wissenschaften und der Tugend aufwecken, als wenn man, mit einem wahren Nationalstolze, dergleichen große Beyspiele in seinem eignen Vaterlande hervorsucht. Jedes Volk soll seine ganze Hochachtung den Männern weihen, die es erleuchtet, die seine Denkungsart, verbessert und erhöhet haben, es soll ihre Bilder ehren, es soll ihre Gedächtniß feyern; sie sollen in allen Herzen leben, und sie werden alle Herzen mit der feurigsten Begierde erwärmen, eben so edelmüthig, gelehrt, und groß zu seyn.

Der Stolz, der aus dem Gedanken entsteht, wir sind durch unsre Einsichten über andre erhoben, ist den verdientesten Völkern um so mehr eigen, weil er gegründet ist. Athen wurde, schon unter dem Perikles, von seinen Nachbarn für die Pracht seiner Gebäude, für die Meisterstücke seiner Künstler, für die Werke seiner Ge-

lehrten, wie für die Thaten seiner Krieger bewundert. Perikles der seine Tempel aufgeführet, der das Angedenken seiner Helden durch die Hand des Phidias der Nachwelt übergab, und den Attischen Geist durch seine Beredsamkeit zu einem neuen Glanze erhub, war die Seele von Athen. Griecheland hat in einer langen Reihe von Jahrhunderten die ausserordentlichsten Männer in allen Arten von Größe hervorgebracht, die mit einem schöpferischen Geiste angeflammet, die gemeine Bahn verliessen, und sich auf neuen und unversuchten Wegen der Unsterblichkeit versicherten. Alle ihre Sinne und Gedanken zielten auf die Wahrheit; sie verliessen ihr Vaterland, giengen ihr in die entferntesten Länder entgegen, und setzten alle irdische Ruhe und Glückseligkeit dem Vergnügen nach, ihre Seele aufzuklären.

Rom wußte mit der Herrschaft der Welt zuletzt die Herrschaft der Gemüther zu verbinden, und was überaus merkwürdig ist, diese Herrschaft ist geblieben, da jene lange unter den Schwertern der nordlichen Völker sich gebogen hatte. Die Spuren, welche uns die Römer in dreyen Theilen der Erde von ihrer Größe, und der Begierde nach ihrer Verewigung hinterliessen, sind so viele Denkmähler ihres selbst gefühlten Werthes.

Italien, Engelland, und Frankreich nähern sich sehr, in unsern Tagen, durch ihre Verdienste um Künste und Wissenschaften, und beson-

ders durch den Stolz, der sich darauf bezieht, den Griechen und Römern.

Die Italiäner sind auf den Ruhm ihrer Nation in Künsten und Wissenschaften stolz, und sie sind es mit Recht. Der Abt Prevost hat ihnen vorgeworfen, sie scheinen sich selbst seit einem Jahrhundert nicht mehr ähnlich, sie seyn blosserdings das müßige Behältniß der Werke ihrer Voraltern, sie haben die Meisterstücke derselben, und die Muster des Geschmackes noch unter Augen, aber diese kostbare Ueberbleibsel werden für sie ein leerer Stoff, der nicht mehr die Geister erwärme, und die Gaben erwecke; man besuche Italien nicht, wegen seinen Bewohnern, sondern wegen den Oertern, die sie bewohnen. Diese Vorwürfe sind unbillig: der Abt Prevost hat zu viel auf die Künste, und zu wenig auf die Wissenschaften gesehen. Die Mathematik, die Naturlehre, die Naturgeschichte, die Arzneywissenschaft blühen in diesem schönen Lande so sehr, als in Engelland und Frankreich. Die meisten Akademien von Italien sind bemüht die erhabensten Wissenschaften von trocknen Untersuchungen zu den Bedürfnissen der Menschen herabzurufen. Der Adel und der geistliche Stand hält es seines Ansehens nicht unwürdig die Gränzen des menschlichen Erkenntnisses auszudähnen. Die Weltweisheit geht oft in Purpur gekleidet. Das Haupt der Christenheit ist nicht selten den Musen und Grazien gewogen. Ich erwarte von

dem angebohrnen Genie der Italiäner alles, was schön und groß ist.

Engelland ist in vielen Künsten, und in allen Wissenschaften so groß, als man es seyn kann. Der gerechte Stolz, den einem Englischen Bürger der Ruhm seiner erleuchten Männer beybringt, hat auch die vornehmsten Herren dieses Königreiches zu allen Zeiten bewogen, die Palmen der Gelehrten unter ihre Coronets zu winden; und eine beträchtliche Menge der erhabensten Geister von Britannien sind große Herren geworden, weil sie erhabne Geister waren.

Frankreich war unter Ludewig dem vierzehnten durch Künste und Wissenschaften, so groß als durch seine Waffen, und es wußte, daß es groß war. Die heutigen Franzosen sind nicht gefallen. Der einzige Herr von Montesquieu war im Stande allen Gelehrten, die unter der vorigen Regierung lebten, die Wage zu halten.

Die feinsten Geister von Frankreich rufen aus, alles ist verlohren: die Liebe, die wir für die Wissenschaften zeigen, und welche bey den Ausländern für einen Verdienst gehalten wird, ist bey uns nichts als eine Mode; der Geschmack scheint sich zu bessern, wenn er anfängt sich zu verderben, man bemerket das Uebel nicht, bis es aufs höchste gekommen ist; unsre Verfasser setzen die Gründlichkeit beyseits, und halten sich schlechterdings an dem äussern Scheine, ein witziger ein unvermutheter Einfall verdringet den besten

Gedanken, die geschickteste Betrachung; man sagt nicht mehr von einem Buche, daß es gut sey, sondern daß es das Werk eines witzigen Kopfes sey; die meisten Schriften unsrer heutigen Verfasser sind blosse Feuerwerke, die einen plötzlichen Glanz und Knall von sich geben, und nichts als Rauch hinterlassen; man flieget dreiste und sorgelos himmelhoch in jeden Madrigal, und verläßt die schüchterne Vernunft in der verachteten Tiefe. Die Gedanken steigen wie Raketen aus unsern Werken empor; der epigrammatische Geist herrscht in der Metaphysik, in der Rechtsgelehrsamkeit in der Arzneykunst, wie bey den Nachttischen des Frauenzimmers, und in den Romanen, die von eilf Uhr bis zu Mittage währen.

So fiel die Attische Anmuth, die Xenophontische Einfalt, in den Zeiten des Demetrius Phalerius, vor einem falschen Geschmacke, welcher die Augen mit einer blendenden Schminke betrog. Die männliche Beredsamkeit des Pericles und Demosthenes mußte der kitzelnden Melodie der Asiatischen Musen, und der simetrischen Anordnung zärtlicher Silben, und tanzender Perioden weichen.

Eben so hat Seneka, ohne Maß und Schranken, den grossen Geschmack des Cicero mit allzuhäufigen Zierathen verdorben. Seneka wollte immer artig, immer erhaben, immer ausserordentlich seyn.

Diese Einwürfe haben einen großen Schein, aber sie lassen sich beantworten. Alle Zeiten und alle Weltalter können bey einigen Aehnlichkeiten einander sehr unähnlich seyn. Nach dem Tode des Augustus fielen nach und nach, nicht blos die Schreibart und der Geschmack, sondern die Wisschaften. Fällt der Geschmack bey den heutigen Franzosen, so sieht man hingegen die Wissenschaften bey ihnen steigen. Die Philosophie nimmt täglich überhand, die Menschen denken über alles, und die Franzosen so viel als alle Menschen. Die Wissenschaften werden von Jahre zu Jahre, sehr viel gemeinnütziger, sehr viel leichter, und bisweilen vollständiger. Die gezierteste Schreibart verbannet die gründlichsten Untersuchungen nicht. Der größte Gelehrte wird wohl thun, wenn er seine Werke so schreibt, daß man sie liest.

Die heutigen großen Geister von Frankreich sind ausnehmend groß. Sie scheinen auf einmal für alles gemacht, was des Menschen würdig ist: sie messen die Gestirne, und haben eine gefühlvolle Seele; sie dähnen die abgezogensten Wissen schaften aus, und zwingen uns in dramatischen Gedichten Thränen ab; sie verbinden mit dem tiefsten Kentnisse den größten Geschmack, und besitzen die seltene Wissenschaft, zugleich Gelehrte und Menschen zu seyn.

Der Stolz der Franzosen ist also hierinn ein gerechter Stolz. Sie sind vorzüglich im Stande den

schönen Wissenschaften ihre Griechische Anmuth wiederzugeben; die Naturkunde, die Staatsklugheit, die Handlung, die Finanzen, und die Künste haben ihnen den größten Theil ihrer Vollkommenheit zu danken. Hätten doch ihre erlauchten Männer ihr Haupt nicht zu sehr vor einem Geschlechte gebogen, das allen Kleinigkeiten einen Preis, und allem, was wahrhaftig groß ist, eine lächerliche Gestalt zu geben weiß, vor einem Geschlechte, dem wir die Herrschaft der Herzen willig zugestehen, wenn es uns die Herrschaft über die Gemüther läßt.

Der Stolz der Griechen, der Römer, der Italiäner, der Engelländer, und Franzosen, auf ihre Vorzüge in Künsten und Wissenschaften, scheint also ein billiger, gerechter und nützlicher Stolz.

Ich kenne noch eine andre Erhebung des Gemüthes, welche die Vorzüge gewisser Geister bey einem Volke erwecken können, sie ist von einer besondern Art, aber sie scheint mir alles, was sich großes denken läßt. Ich rede von dem Geist der Freyheit, der durch die Werke der Engelländer, in die Herzen der Franzosen übergieng. Dieser Geist der Freyheit ist bey bösen Absichten gefährlich und verwerflich, aber er dient der Menschheit zur Ehre, und zum Trost, wenn er gebraucht wird, den Menschen die Augen über ihre wahren Vortheile zu öffnen. Er ist für die verehrungswürdigen Genien geschaffen, die Führer und

Gutthäter der Menschheit sind. Die Engelländer sehen die Franzosen für eine Nation von Sklaven an: es ist lächerlich sie als Sklaven zu verachten, da doch eine Menge Franzosen, im Angesichte des Thrones, so freye Seelen haben, als der freyeste Engelländer. Ich kenne diese Helden. Ihr Herz ist in allen Unfällen erhaben, ihre Augen sind, auch in der Finsterniße offen, ihr Geist ist fertig alles zu denken, was edel ist, und ihr Mund ist bereit, mit Verachtung ihres Glückes, ihrer Ruhe, ihrer Güter, ihrer Ehrenstellen, die Sprache ihres Herzens und ihres Geistes zu reden. Diese Art von Freyheit besteht in dem freyen Gebrauche seiner Einsichten, sie entspringet nicht aus der Regierungsform, sondern aus der Philosophie; sie ist weit edler, weil ihre Herkunft edler ist. Die erhabenste Nation unter der Sonne ist also, in diesem Gesichtspunkte, die Nation, die frey denket, nicht, weil sie darf, sondern weil sie nicht darf.

Der Schluß dieses Kapitels ist hiermit: daß in den Herzen einer Nation, durch die Verdienste ihrer Mitbürger, in Künsten und Wissenschaften, ein besonderer Stolz entstehe; daß dieser Stolz eine große und herrliche Empfindung sey, weil Künste und Wissenschaften etwas grosses und herrliches sind; daß er eine nützliche Empfindung sey, weil man selbst groß wird, wenn man ehrt, was groß ist; daß dieser Stolz bey verschiedenen Nationen ein billiger und gerechter

Stolz sey; daß endlich die Wissenschaften, in gewissen Fällen, dem Geiste eine kühnere Erhabenheit geben, als eine glückliche Regierungsform.

XIII. Kapitel.

Von

dem Stolze, der bey einer Nation

durch ihre Regierungsform erwecket wird.

Die Regierungsform eines Landes hat einen besondern Einfluß auf die Gemüther der Menschen. Die Natur legt in der Organisation den Grund, die Wissenschaften bilden sie aus, die Gesetze und Einrichtungen des Staates machen sie wirksam: Philopoemen merkte wohl, als er die Gesetze des Lycurgus abschaffte, daß die Spartaner immer stolze, edle, und großmüthige Gesinnungen hätten, wenn er ihnen diese Gesetze ließ.

Der Stolz, der bey einer Nation durch ihre Regierungsform erwecket wird, ist also die Erhabenheit, die der Mensch fühlt, wenn er sich durch die Regierungsform seines Landes vorzüglich beglücket findt.

Dieser Begriff von Glück ist nach den Temperamenten der Denkungsart, und den Absich-

ten der Menschen verschieden. Ein wilder, ungestümer, und unruhiger Kopf findt sich in der Democratie glücklich; ein stiller, vernünftiger, und tugendhafter Mensch in der Aristocratie; ein biegsamer, ehrgeitziger, aber nach den Umständen sich selbst überwindender Geist, in der Monarchie.

Folglich ist der Stolz, der sich auf die Regierungsform eines Landes bezieht, vorzüglich da zu suchen, wo die Vortheile einzeler Personen aus der Einrichtung des Staates fliessen. Man wünscht sich Vortheile nach seinem Temperamente, nach seiner Denkungsart, nach seinen Absichten.

Diese Verschiedenheit muß in Betrachtung gezogen werden, wenn man fragt, wo es möglich sey, am glücklichsten zu seyn. Jeder suche sich das Land aus, dessen Regierungsart ihm am besten gefällt, kann er aus einem Lande so leicht in ein anderes nicht übergehen, so suche er wenigstens alle Gründe hervor, die fähig sind, ihm die Regierungsform beliebt zu machen, welche ihm, nach den göttlichen und menschlichen Gesetzen, verehrungswürdig seyn soll.

Ein philosophischer Geist findt sich durchgehends in gemäßigten Regierungen glücklich; er läßt sich die Umstände am besten dünken, in die ihn GOtt setzt. Wer auf einer Erde glücklich seyn will, wo Kummer, und Jammer, und

Ungemach ein empfindliches Herze täglich verfolgen, muß alles verschönern können.

Ein Gedanke eines erlauchten Italiäners, dünkt mich unter den politischen, die ich gelesen habe, einer der besten. Ich habe, sagt dieser Italiäner, so lange ich auf Reisen war, unter den besten Regierungen immer die meisten Klagen gehört; hingegen mußte ich oft in solchen Ländern, wo alles Preis war, eine vollkommne Stille beobachten. Die Ursache ist ganz einfach: die großen Früchte der Gesetze und Anordnungen sind unsichtbar, und ohne äusserlichen Schein, aber die allerkleinsten und davon unzertrennlichen Uebel fallen in die Augen, und machen bey dem Pöbel die heftigsten Eindrücke.

Wer diesen Gedanken begreift, wird sich unter jeder gemäßigten Regierungsform glücklich finden, er wird diese Regierungsform lieben, er wird sie anpreisen, er wird darauf stolz seyn.

XIV. Kapitel.

Von dem Stolze der Republikaner.

Der erlaubteste Stolz ist den meisten Republiken eigen, weil der Mensch in den meisten Republiken vorzüglich beglücket ist.

Diese Vorzüge sind so groß, daß sie das Gemüth erheben müssen. Sie werden von den Vätern den Kindern erzählt, sie werden täglich gefühlt, sie werden so oft rege, als man seine Augen auf die unglücklichen Länder wirft, wo der Mensch von seiner natürlichen Würde herabfällt.

Die Freyheit ist unter den Vorzügen der Republikaner der erste. Ich nenne Freyheit denjenigen Zustand des Menschen, in welchem es angeht, seine Handlungen nach seinen besten Einsichten einzurichten, ohne darinn durch eine höhere Macht gehindert zu seyn, wenn sie gut sind. Der Wille soll unsern Einsichten unterworfen seyn, weil wir nichts ohne Grund wollen können; wir wollen, was uns gut vorkömmt, die Selbstliebe läßt uns nicht zu, was unmittelbar uns böse scheint zu wählen: der Wollüstling denkt nicht an die Folgen seiner Unmäßigkeit, er hält sich an dem gegenwärtigen Vergnügen, das ihn reizt; der Engelländer, der sich entleibet, wählet den Tod nicht als ein Uebel, sondern als ein Gut. Will der Mensch etwas, das böse ist, so ist es entweder aus einer angebohrnen, und noch unbezwungenen Neigung zum Bösen, oder aus dem Uebergewicht einer starken Leidenschaft, oder aus Mangel der Einsicht; die Macht, die ihm dazumal entgegensteht, hemmt seine Freyheit nicht, weil die Freyheit nicht mehr als das Gute erlauben kann; erlaubt sie mehr, so wird

sie zur Ungebundenheit. Dieser Begriff von Freyheit bezieht sich gerade auf den Zustand des Republikaners: er will so lange als ihm die Gesetze nicht zuwider sind.

Die Freyheit ohne Gesetze hat in Republiken nicht Platz, weil der Wille nicht allemal durch die gehörigen Einsichten geleitet ist, und weil oft die Gesetze selbst nicht stark genug sind, den Menschen in billigen Schranken zu halten. Was helfen euch diese Schmierereyen, sagte Anacharsis zu dem Solon, die Gesetze sind den Spinneweben gleich, die Schwachen und die Kleinen werden durch dieselben gefangen, die Großen zerreissen sie.

Die freyesten Regierungen haben immer die genaueste Unterwürfigkeit gefodert, weil die Freyheit sich durch die Aufrechthaltung der Gesetze erhält. Die Oberaufseher von Sparta liessen bey Antretung ihres Amtes, ihren Untergebenen den Gehorsam in den kleinsten und gleichgültigsten Dingen anzugewöhnen, unter dem Schall der Trompeten befehlen: alle Spartaner sollen ihre Schnurrbärte abschneiden.

Der wahre Nutzen der Republikanischen Freyheit ist also, daß man ungehindert gut seyn kann, weil die Freyheit allen Tugenden ihren Lauf läßt. Sie fodert nicht, wenn die Gesetze gut sind, was die Vernunft versaget, sie macht uns von dem Zwange los, den die Feinde der Menschheit dem ewigen Spruche der Natur entgegen

stellen. Folglich flößt die Freyheit dem Menschen einen gerechten Stolz ein, weil er alles seyn darf, was schön und groß ist.

Dieser Stolz erhebt alle Kräfte des Menschen. Die Freyheit schwellt den Arm, der für sein Vaterland streitet, sie dringet ihre ganze Größe dem Geist auf, weil er sagen darf, was er denket, und denken darf, was seiner würdig ist; sie bringt die Beredsamkeit zu ihrer möglichsten Vollkommenheit, weil sie der Weg ist dem Vaterlande zu nützen; sie dähnt ihre milde Gewalt bis auf die Philosophie aus, weil diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, die sie nackend ausziehn.

Die Gleichheit ist ein andrer Vorzug, auf welchen man in den Republiken billig stolz ist. So wie die Menschen frey geschaffen waren, so waren sie auch gleich geschaffen. Das Naturrecht giebt ihnen noch immer diesen Vorzug, und ein unauslöschlicher Hang verräth uns, die Spuren dieser Gleichheit, in der Abart der jüngern Geschlechter. Der Geist der Gleichheit ist in einer Republik etwas vorzüglich edles und grosses, weil er der menschlichen Natur ihre unverfälschten Rechte läßt. Der Kleinre soll von dem Grössern nichts zu befürchten haben, weil er nur die Gesetze über sich hat, und beyde Knechte der Gesetze sind. Die Gleichheit hat den Urhebern der alten Republiken so unumgänglich nöthig geschienen, daß sie auch ihre Ländereyen unter jeden Bürger gleich austheilten,

ein kräftiges Mittel die Liebe und Treue für das Vaterland zu vermehren. Auch der Ostracismus hatte keinen andern Grundsatz, als sich wider die Uebermacht der Geister zu waffnen, deren beßre Einsichten diese Gleichheit zernichten.

Die Freyheit und die Gleichheit ziehen eine gewisse Stille nach sich, welche diese Gemüthsruhe ist, die bey jedem Bürger aus dem Gefühle seiner Sicherheit entstehet. Ein jeder behält unter einer solchen Regierung das seine, er schätzet sich schon glücklich, weil er Herr von seinem Gute ist, und ihn die Freyheit, die sich in andern Ländern durch ungeheure Auflagen erhält, nichts kostet.

Die Freyheit, die Gleichheit, die Stille, und Zufriedenheit, die unter republikanischen Regierungen herrscht, muß also dem Republikaner eine ausnehmende Erhabenheit einpflanzen, wenn er die Vorzüge seiner Umstände, mit den Umständen andrer Völker vergleicht. Diese Erhabenheit ist das Gefühl seines Glückes.

Niemals ist der Stolz des Republikaners deutlicher, als wenn er sein Auge auf die Regierung eines Despoten herabwirft. Die menschliche Natur erscheinet in den Republiken in ihrer angebohrnen Größe, unter dem eisernen Scepter des Despoten in ihrer möglichsten Niedrigkeit.

Der Despote thut, was er kann, weil er thun kann, was er will. Er hält vor GOtt und den Menschen heilig und gerecht, was ihm gut dünkt.

Cambises, der Nachfolger des Cyrus, wollte seine Schwester heirathen; er fragte die Rechtsgelehrten, ob kein Gesetze dergleichen Heirathen erlaube? Die Rechtsgelehrten wußten, in ihrer Verlegenheit, dem König und sich selbst zu helfen; sie sagten, kein Gesetze erlaube die Heirathen unter Brüder und Schwester, aber es finde sich eines, das dem König erlaube, zu thun, was ihm gut dünkt.

Jeder Despote bedient sich dieses Gesetzes. Unbekannt mit den Pflichten der Menschlichkeit sieht er seine Unterthanen für Geschöpfe an, die für ihn allein geschaffen sind; er höret ungerührt die Klagen seines Volkes, und fühlet in seinem Ueberflusse die Noth nicht, die den Unglücklichen nagt; er nimmt weil er findt; er läßt dem Landmann mehr nichts als Augen zum weinen; er fodert, wenn er kein Geld hat, sein Blut. Zufrieden, wenn nur der Staat vor seinen Augen nicht zerscheitert.

Muley Ismael Kaiser von Marocko hat der Menschheit auf einmal gezeiget, was ein Despote seyn kann. Er brachte in der Zeit seiner Regierung vierzig tausend von seinen Unterthanen mit eigner Hand um. Er wußte seinem Volke auf eine ganz besondre Art Recht zu halten: einer von seinen Beamten beklagte sich, sein Weib habe sich zur Gewohnheit gemacht, ihn, im Unwillen, bey dem Barte zu fassen; der Kaiser war über dieses Weib sehr ungehalten,

und damit es sich an der Majestät seines Beamten nicht mehr vergreife, ließ er ihm Haar für Haar den Bart aus der Wurzel reissen. Er traf einen andern seiner Beamten, der eine Heerde Schafe vor sich hertrieb, auf der Strasse an: wem gehören diese Schafe, fragte der Kaiser? Der Beamte antwortete mit tiefer Unterthänigkeit, sie sind mein, o Ismael, Sohn des Elcherif, aus dem Stamme Hassan; dein, du Hurensohn, sprach der sogenannte Knecht des Herrn, ich meynte, ich sey der einige Eigenthümer in meinem Lande, worauf er dem Unglücklichen eine Lanze durch das Herz stach, und die Schafe unter seine Leibwache vertheilte. Die einige gute Sache, die Muley Ismael in seinem Leben verrichtet hatte, bestand darinn, daß er sein Land von einer unendlichen Menge Diebsbanden befreyte, aber diese Gutthat war ganz eigen: er ließ Männer, Weiber und Kinder, in einer großen Weite um den Ort herum todtschlagen, wo ein Diebstahl begangen worden. Wenn Muley einen fremden Abgesandten zur Verhör ließ, so war er gemeiniglich in einem offnen Hofe zu Pferde, seine Beamten stunden um ihn herum, mit entblößten Füssen, zitternd, an die Erde gebogen, und ruften bey iedem Worte, das er aussprach: Groß ist die Weisheit unsers Herrn, die Stimme unsers Herrn ist, wie die Stimme eines Engels von dem Himmel. Seine Majestät liessen aber niemals die Abgesandten von sich, ohne denselben ihre

Geschicklichkeit und Fertigkeit in Ermordung einiger ihrer Unterthanen zu zeigen, womit sich insgemein die Feyer dieses Tages beschloß.

Jeder Despote sucht sich durch besondre Fehler hervorzuthun, aber gleiche Fehler sind allen eigen. Einsicht, Wissenschaft, und Tugend werden unter ihrer Regierung sinnlose Wörter, die Billigkeit ist ein Hirngespinste, und die Gerechtigkeit ein leerer Name; alle Befehle sind Drohungen, die kleinste und die größte Strafe, der Tod.

Die Künste liegen in den despotischen Reichen von Asien zu Boden, weil die Großen, nach dem Beyspiel ihres Herrn, entweder gar nicht, oder blos nach Wohlgefallen bezahlen. Das Eigenthumsrecht ist, in Ansehung der Ländereyen, in der Türkey, in Persien, und in dem Mogolischen Reiche aufgehoben. Der Bauer sagt, warum sollte ich für einen Tyrannen arbeiten, der mir morgen alles wegnimmt. Der Befehlshaber der Provinz sagt, warum sollte ich nicht Wolf seyn, weil ich Herr vom Schafstall bin. Darum stellen uns die Reisebeschreiber die Asiatischen Staaten ihrem Untergange so nah vor, darum reden sie uns, von so vielen zerfallnen Städten, und verlaßnen Provinzen, darum sagen sie uns, das vormals so glückliche Mesopotamien, das gesegnete Palestina, die bewunderungswürdigen Ebenen von Antiochien, seyen öde, leer, und unbebaut.

In dem gesitteten China so gar ist der Despotismus so groß, als er seyn kann. Die Macht des Kaisers ist unumschränkt; er stellt eine Art von Gottheit vor; die Ehrerbietung gegen ihn steigt bis zur Anbetung; seine Reden werden wie Orakel angesehen, und seinen Aussprüchen wird gefolget, als wenn sie von dem Himmel fielen. In Persien werden die Befehle des Königes ausgeübet, wenn sie auch in der äussersten Völlerey gegeben sind; in Japan glaubt man, es sey, unter der Majestät des Kaisers, gelinder, als mit dem Tode zu strafen.

Wer in einem despotischen Staate mit dem Glanze der Ehren und des Glückes umgeben ist, kann morgen hülflos auf der Strasse liegen. Man hat schon Persianische Prinzen von königlichem Geblüte gezwungen gesehen, Schulvorsteher zu werden, wie der jüngere Dionysius, von welchem Cicero sagt, er habe in Corintus Kinder im lesen und schreiben unterrichtet, damit er noch eine Art von Herrschaft unterhalte, und der angenehmen Gewohnheit den Scepter zu führen nicht beraubet werde. Kouli Chan setzte seine Minister nicht selten in den Stand der kläglichsten Niedrigkeit. In dem Mogolischen Reiche, und in China sind sie, wie zu Constantinopel, stündlich diesem Schicksal unterworfen. Man sah in China unter der letzten Dynastie wirkliche Prinzen von kaiserlichem Geblüte Träger werden, die von andern Trägern nur dadurch unterschieden

waren, daß sie sich gelber seidener Tragbänder bedienten, weil diese Farbe allein der kaiserlichen Familie erlaubet ist.

Ein Prügel vertritt in dem aufgeklärten China die Stelle der Gesetze. Die Tribunale dieses grossen Reiches lassen ihre sogenannte väterliche Züchtigung in zwanzig harten Stockschlägen bestehen, denen Leute von Ansehen, wie gemeine unterworfen sind. Die allerkleinsten Fehler in Worten oder Geberden ziehen den Prügel nach sich. Wenn der Schuldige zur Genüge abgeschmiert ist, so fällt er vor dem Richter auf die Knie, bückt sich dreymal mit der Stirne an die Erde, und dankt ihm für die Sorge, die er für seine Auferziehung nimmt.

Die Macht des Kaisers von China ist allein auf die angebohrne Feigheit seiner Unterthanen gegründet. Die Niederträchtigkeit der Chineser ist so groß, daß sie die Sklaverey nicht für schändlich halten. Ein großer Tartarischer oder Chinesischer Mandarin hat eine Menge Sklaven in seinen Diensten, und er selbst ist sehr oft der Sklave eines Herrn von dem Hofe, der ebenfalls der Sklave des Kaisers ist.

Der Despotismus soll nirgends so milde gewesen seyn, als in dem Königreiche Tanschaur. Raguola Naicker, der in dem abgewichenen Jahrhundert auf diesem Throne saß, war so gerecht, daß sein Angedenken noch immer heilig ist; er nahm seinen Unterthanen nur zwey Drittheil von

den Früchten der Erde weg, und des Nachts ließ er mit Fackeln den Unglücklichen aufsuchen, der Hülfe möchte nöthig haben.

Ein Republikaner muß, bey dergleichen Beyspielen, den Stolz fühlen, den sein besseres Schicksal ihm einflößt, er muß mit Mitleid auf den Sklaven herabsehen, der die wütende Geisel des Despoten küßt.

Der Stolz des Republikaners ist also das Gefühl der Vortheile, der Freyheit, der Gleichheit, der Ruhe, und des Glückes, das ihn über den Unterthan des Despoten heraussetzt.

XV. Kapitel.

Von dem Stolze, der in Monarchien Platz hat.

Der Stolz, der in Monarchien Platz hat, ist die Erhabenheit, die der Mensch fühlt, wenn er sich durch die Person seines Monarchen vorzüglich beglücket findet.

Ich habe gezeiget, wie viel die Regierung eines Landes auf die Gemüther seiner Einwohner vermöge. Der Republikaner nimmt den Geist der Republik an; der Unterthan des Monarchen den Geist des Monarchen. Die gleiche Nach-

ahmungssucht, welche die Hofleute des Alexanders antrieb, den Kopf gegen die Schulter zu krümmen, weil der Kopf des Alexanders krumm hieng, macht den Geist des Unterthanen groß, wann der Geist des Monarchen groß ist. Das Reich, das in Europa seine Augen am meisten auf seinen König heftet, wird so oft alle andere Reiche der Erde übersteigen, als sein König das ist, was er seyn soll.

Der Unterthan des Monarchen ist in unsern Zeiten noch lange nicht eine niedrige Creatur. Die Alten kannten das gemäßigte Wesen der heutigen Monarchien nicht; ihre Regierungen waren entweder republikanisch oder despotisch; sie wußten nicht, daß ein gewisser Geist der Freyheit unter der Regierung eines Königs möglich sey, daß dieser Geist so grosse Dinge hervorbringe, und zu dem allgemeinen Glücke so viel beytrage, als die Freyheit selbst. Die Monarchie hat also nichts, das der Denkungsart eines rechtschaffnen Mannes zuwider sey. Der Monarch giebt seinem Unterthan Gelegenheit zu thun, was er kann, und zu seyn, was er ist.

Alles kommt auf die Person des Monarchen an. Der beste Kenner der alten und neuen Staatsverfassungen hat gesagt, die Sitten des Monarchen tragen zu der Freyheit so viel bey, als die Gesetze: er könne aus Menschen Thiere, und aus Thieren Menschen machen; er werde Unterthanen haben, wenn er freye Seelen liebe,

er werde Sklaven haben, wenn er kleine Seelen liebe. Die erhabnesten Fähigkeiten bleiben verborgen, wenn sie der Fürst nicht hervorruft.

Ein Fürst, der zugleich die Macht und den Willen hat seine Unterthanen glücklich zu machen, ein Fürst, den bey seinem Leben sein Volk als einen Gott verehret, und bey seinem Tode als einen Vater beweinet, theilt seine Grösse mit seinem Volke. Die Jahre seiner Regierung sind ein ewiger Frühling. Die Majestät des Thrones ist ein Licht, das von dem Monarchen auf das Volk, und von dem Volke auf den Thron fällt.

Der Unterthan würde den gerechtesten Stolz empfinden, wenn der Monarch die Tage seiner Jugend in der Einsamkeit zugebracht, in den Jahren der Wollüste das Unglück gekannt, und in dem Alter der Freuden gelernt hätte, ein König seyn.

Der Geist der Nation nähme einen neuen Schwung; alle Künste bezauberten die Sinne, alle Wissenschaften reizten den Verstand, wenn dieser König auf dem Throne, ein Philosoph, ein Gesetzgeber, ein Freund der Künste, des Friedens, der Wissenschaften, und der Menschen wäre. Die Heuchler wichen seinem Scepter, der Verfolgungsgeist flöhe in die Nacht, der Verfolgte wäre gerochen, der Unglückliche von seinen Bedrängnissen befreyt, wenn durch ein himmlisches Glück die oberste Macht mit der Weisheit vereinigt, Recht über Unrecht emporhübe.

Der gegründeteste Stolz würde die Armeen dieses Königs ermuntern, wenn er im Kriege so groß als im Frieden, die Beschwerden der Märsche, die Unbequemlichkeiten der Jahrszeit, den Mangel aller Bedürfnisse des Lebens mit den Soldaten theilte; wenn er mitten unter ihre Haufen träte, wenn er in ihre Zelten gienge, mit jedem spräche, mit dem Muntern frölich, mit dem Unglücklichen betrübt, Oel in ihre Wunden und Linderung in ihre Schmerzen brächte; wenn er ihre Ungeduld in ihren Schwachheiten tilgte und ihren Heldenmuth im Tode unterstützte. Wenn er, vor dem Feinde, mit den Eigenschaften des größten und des klügsten der Helden, das Künftige durch das Vergangene vorhersähe, und immer, das Gegenwärtige mit Adlersblicken überschauend den kurzen, den entscheidenden Augenblick ergriffe; wenn er mit der Todesfahne in der Hand vor seinen Völkern herführe, und mitten in der flammenden Schlacht, mit unerschütterter Gegenwart des Geistes, auf einmal, Noth, und Errettung bemerkte.

Die Unterthanen dieses Königs sähen, aus unendlichen Gefahren, die Tage seiner Größe nahen, wenn die gewaltigsten und zum Streite für die Oberherrschaft der Welt geweihten Völker wider ihn aufstünden. Sie sagten mit einem ihrer schönsten Genien: die unüberwindliche Standhaftigkeit, der gesetzteste Muth, die keine Ermüdung kennende Thätigkeit, und die weit

über die gemeinen Schranken gehende Weisheit unsers Beschützers sind uns Bürgen der göttlichen Hülfe. Die kleinen Macedonischen Haufen stürzten sich mit der Ueberzeugung in die mächtigen Heere der Feinde: wir sind Geschöpfe von einer höhern Ordnung, weil die Seele unsrer Armee ein Geschöpfe von höherer Ordnung ist.

Jede Seele würde groß, wenn der Monarch durch die Geschwindigkeit und die Menge noch nie erhörter Thaten, von Freunden und Feinden bewundert, die Augen aller Völker auf sich zöge; wenn er bald durch die Natur, bald durch die Zahl, bald durch Helden, die er siegen gelehrt, überwältigt, immer Hülf in der Noth, immer Erlösung am Rande des Abgrunds, nach jedem Verluste neue Siege erstritte, und niemand ähnlich als sich selbst, in Glück und Unglück groß, bald seine Feinde, bald sein Unglück besiegte.

Jede Seele würde groß, wenn endlich, über dem weiten Grabe der Ueberwundenen und der Ueberwinder, der Frieden zu leuchten anfienge; wenn über den Helden der Philosoph, über den Rächer der Menschenfreund, wenn der Monarch über sich selbst triumphirend, der müden Welt zurufte: es ist genug!

Der edelste Stolz hat also unter einer Monarchischen Regierung Platz, wenn der Monarch das ist, was er seyn soll.

XVI Kapitel.

Vortheile und Nachtheile des Nationalstolzes, der sich auf eingebildete Vorzüge bezieht.

Ich habe die verschiedenen Arten des Nationalstolzes in ihren verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt. Noch scheint es nöthig das Ganze zu übersehen, und den wahren Werth dieses Stolzes zu bestimmen.

Der Nationalstolz, der sich auf eingebildete Vorzüge bezieht, schiene nur in einer Satire vortheilhaft. Ich müßte ein Lob von dieser Art des Stolzes schreiben, wenn ich von den Vortheilen der Dummheit in dem menschlichen Leben, nach meinem tiefen und täglich zunehmenden Gefühle dieser Vortheile, schriebe.

Der einige Nutze, den diese Art des Stolzes zu bringen scheint, ist die Liebe des Vaterlandes. Allein diese Liebe ist eine närrische Liebe, wenn sie sich auf eingebildete Vorzüge beziehen soll, und das Vaterland wird durch solche Liebhaber so wenig gewinnen, als durch den Don Quichotte die Tugend.

Zum Glücke der Menschheit ist dieser Stolz nicht ohne Ausnahme allgemein. Der Weise bleibt sich aller Orten gleich. Ein kluger Fran-

zos fühlt ihn eben so wenig, als ein kluger Engelländer. Die Menschen bilden sich immer mehr, die Nationen wechseln ihre Einsichten aus, der weisere Theil verwirft die privilegirte Denkungsart der Thoren, die Aufgeklärtern unter dem Volke winden sich davon los, die mehrere oder mindere Achtung für ihr Beyspiel, beschleunigt, oder verhindert die Reformation, die sich mit langsamen Schritten über das Volk verbreitet.

Die Erhebung des Gemüthes, worin das eigentliche Wesen des Stolzes besteht, macht eine der heftigsten Empfindungen der menschlichen Seele aus, und sie führet auf die fürchterlichsten Abwege, wenn sie nicht sorgfältig gemildert ist. Der Stolz vermehrt sich durch den Widerstand, er steigt mit den Schwierigkeiten, die er vor sich findet. Ein gemeiner Stolzer wird böse, wenn er meynt, man lasse ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren, er kömmt ausser sich, wenn man ihn stolz nennt. Wer auf eine edle Weise stolz ist, verachtet den Beyfall des hirnlosen Pöbels: er ist in sich selbst groß, und schämt sich nicht seinen Stolz zu bekennen.

Man ist mehr oder weniger stolz, nachdem man sich Begriffe von seinen eigenen Vorzügen macht. Der Verstand hat hier einen besondern Einfluß auf unsre Urtheile. Wie kleiner der Geist ist, desto größer sind die Einbildungen, die er auf die nichtswürdigsten Vorzüge gründet; ich kenne

junge Herren, die sich auf die Kunst einen Druckfehler zu finden, so viel einbilden, als Alexander auf seine Eroberungen.

Der Stolz, der sich auf eingebildete Vorzüge bezieht, zernichtet alles Gute in dem Menschen. Ein kleiner Geist, der sich durch die Einschränkung seiner Begriffe groß dünkt, wird niederträchtig, grob, unbillig, unbarmherzig, und grausam. Er erzittert vor dem, den er über sich glaubt; er hasset alles, was neben ihm ist, und setzt die Menschlichkeit gegen den Unglücklichen beyseits, der von ihm abhängt. Er ist keiner edlen Empfindung fähig; er beurtheilt nach der Nichtswürdigkeit seines Geistes und seines Herzens die erhabenste Tugend; er ist unter allen Sklaven der kriechendeste, unter allen Herren der unerträglichste, unter allen Freunden der unsicherste, unter allen Feinden der grausamste. Ein edler Stolz hat seine Mängel zur Seite, aber er schließt die größten Tugenden nicht aus. Der lächerliche Stolz führt zu allen Lastern und zu keiner Tugend.

Man glaubt insgemein, und sehr grosse Geister glauben es, die Verachtung vermindre den Haß. Dieser Gedanke scheint mir unwahr. Die Verachtung vermindert einigermassen den Neid, aber sie vermindert den Haß nicht. Der Neid ist eine Traurigkeit bey dem Anblicke von eines andern Glück: ein Mensch, der den andern beneidet, weil er reich ist, vermindert seinen Neid, wenn er betrachtet, daß dieser Reiche zu

gleich ein Narr ist: ein Mensch der einen andern beneidet, weil er gelehrt ist, vermindert seinen Neid, wenn er nach und nach sich selbst beredet, dieser Gelehrte sey so gelehrt nicht als er. Der Haß ist der Wunsch für eines andern Unglück; man haßt einen Feind nach dem Verhältnisse des Schadens, den man von ihm fürchtet. Man kann einen Fürsten als einen Despoten verachten, aber man haßt ihn darum nicht minder; sein Geist und sein Herz können unendlich klein, aber seine Macht kann groß seyn, man höret nur auf ihn zu hassen, wenn er unfähig scheint zu schaden. Die Menschen hassen, nach dem gleichen Grundsatze, einen Feind nicht, der unter ihnen ist, oder der von ihnen entfernet ist. Folglich vermindert nicht die Verachtung, sondern das Unglück eines Feindes, den Haß.

Auch bey ganzen Völkern vermindert die Verachtung den Haß nicht. Der Pöbel unter den Christen haßt die Juden nicht minder, weil er sie verachtet. Es ist ja, sagt der vernünftige und edelmüthige Vertheidiger der Juden, bey den Christen beynahe ein Religionspunkt, und ein verdienstliches Werk die Juden zu verfolgen; aus ihnen sind ehedem so viele Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihnen anzutreffen sey. Ein so grosser Mann hätte die Juden ohne das tiefste Gefühl ihrer schimpflichen Unterdrückung so edel und so lehrreich nicht vertheidigt.

Es ist deutlich, daß die Verachtung den Haß vermehrt. Die Nationen, die einander am meisten verachten, sind gemeiniglich auch die, welche einander am meisten hassen. Eh noch die Engelländer gezeiget hatten, wie groß sie sind, zeigten sie, wie klein sie seyn können: sie begnügten sich vor einigen Jahren den Fortgang der Französischen Waffen in America und in der mittelländischen See anzusehen; aber sie waren sehr beschäfftigt den Franzosen ihre Verachtung in ihren Komödienhäusern zu bezeugen. Sie vermehrten durch diese Verachtung ihren Haß, und hofften, der Haß werde doch endlich die grössern Thaten erzwingen, die seit der Zeit bessere Minister erzwangen.

Der Haß der Völker steigt mit dem ungesitteten Wesen der Völker, und folglich mit der Unmöglichkeit ihren Stolz zu heilen. Wie grösser dieser Stolz bey einer Nation ist, desto grösser ist ihr Haß und ihre Grausamkeit im Kriege; sie kann den Widerstand nicht vertragen. Die Beyspiele liegen an dem Tag. Der Krieg ist darum zwischen Völkern so viel grausamer, die sich verachten.

Die Verachtung, die auf die eingebildeten Vorzüge einer wahren oder falschen Religion gegründet ist, hat eben so gefährliche Folgen. Die Mahometaner heissen den Krieg eine Aufopferung seiner selbst und seiner Güter, zu Ueberwindung und Bezwingung der Ungläubigen, und zu Be-

festigung und Ausbreitung ihrer Religion. Der Alcoran will, daß diejenigen, die im Religionskrieg umkommen, nicht gestorben seyen; die Türken glauben daher, daß keine Seelen geschwinder in den Himmel gelangen, als die Seelen der tapfern Männer, die im Kriege fallen. Sie sind fest überzeuget, es sey der Gottheit nichts angenehmer, als das Blut, welches sie für die Religion vergiessen, wenn es auch nur ein Tropfen wäre, und seine Gränzen eine Nacht zu vertheidigen, sey dem HErrn angenehmer, als zwey Monate zu fasten. Der Stolz, der sich auf eine falsche Religion bezieht, befestigt auch das Vorurtheil für diese Religion: der Bonzier, der auf einem Elephanten einherfährt, ist zu vornehm, den demüthigen Wahrheiten des Evangeliums sich zu unterwerfen.

Der Stolz, der auf eine eingebildete oder ausschweifende Freyheit sich gründet, hindert die gute Einrichtung eines Staates. Die Aufgeblasenheit der demokratischen Bürger ist darum der Errichtung fremder und besserer Gesetze zuwider; sie ziehen ihre alten Wege vor, weil sie es ihrer Größe unwürdig glauben, ihre alten Wege zu verlassen.

Der Stolz, der sich bey einer Nation auf ihre eingebildete Größe bezieht, schließt ihr die Wege zu der wahren Größe. Die Corinther, die dem Alexander durch eine feyerliche Gesandschaft ihr Bürgerrecht antragen liessen, da er von der Ein-

nahm der halben Welt nach Babylon zurückkam, mußten alle Arten von Größe verachten, weil sie Bürger von Corinthus waren.

Der Stolz, der auf eingebildeten Einsichten beruht, ist den wahren Einsichten hinderlich. Nichts kann mehr wissenswürdig seyn, so bald man alles weiß; die stolzeste Nation ist also in diesem Gesichtspunkte die dümmste Nation. Künste und Wissenschaften bleiben bey ihr, was sie sind, weil sie glaubt, sie seyen, was sie werden können.

Der lächerliche auf eingebildete Vorzüge sich beziehende Stolz erniedrigt also die angebohrne Größe und Würdigkeit des Menschen, weil sie das Reich der Thorheit befestigt, und jedes Volk die Vortheile, die es mit andern Völkern theilen könnte, zu versäumen zwingt. Die Franzosen haben, zu ihrem größten Nachtheil, den Descartes noch vertheidigt, da seine Wirbel, seine Elemente, seine Theorie des Lichtes, sein Roman von dem Menschen lange widerleget waren; der Nationalstolz schloß ihre Augen: Sie hätten die Träume eines Fremden nicht vertheidigt. Der grosse Haufe der Franzosen glaubt, man denke nur in Frankreich gut, er verwirft darum die Lehren der Ausländer, und verachtet die unsterblichen Werke des Richardson, weil Clarissa keine Pariserinn ist.

Der Nationalstolz, der sich auf eingebildete Vorzüge bezieht, ist also zu nichts gut, er ist ein grosser und schädlicher Fehler, aber er kann nur der Fehler kleiner Geister seyn.

XVII. Kapitel.

Vortheile und Nachtheile des Nationalstolzes, der sich auf wahre Vorzüge bezieht.

Der Stolz, der sich auf wahre Vorzüge bezieht, hat seine Vortheile in allen Verhältnissen des Menschen; er ist nur schädlich, wenn er zu weit geht. Ich habe verschiedene Vortheile desselben schon bemerket.

Dieser Stolz hat seinen gewissen Nutzen, wenn er sich auf das Gefühl seiner innern Würdigkeit bezieht, und die Religion selbst heißt ihn gut. Sie lehrt uns zwar, daß wir durch unsre Verdienste vor GOtt nicht bestehen können, aber sie fodert nicht weniger die Einsicht unsers Werthes in Ansehung unser selbst, und der Dinge, die uns umgeben; sie bringt uns die Begriffe von der Hoheit unsers Ursprunges, und der Erhabenheit unsrer Bestimmung bey; sie zeiget, wie wir dieselbe erreichen, und der Absicht unsers Daseyns entsprechen können; sie suchet unse-

re Kräfte zu erhöhen, und sie ist ganz eingerichtet, unsre Fähigkeiten zu der möglichsten Vollkommenheit heraufzuschwingen. Wer die Würdigkeit seiner Seele nicht kennet, erniedrigt sich; wer sie fühlt, der lebt derselben gemäß.

Das Kenntniß unsrer Fähigkeiten ist die Quelle einer Zuversicht, ohne welche der Mensch nichts grosses unternimmt. Der Geist versinket muthlos in eine träge Demuth, in eine anhaltende Unthätigkeit, wenn diese Zuversicht ihm mangelt; er hat den Hang nicht sich emporzuschwingen, und der Absicht des Schöpfers zu folgen; er sorget, den Thieren des Feldes gleich, für den heutigen Tag: der Gedanke der Zukunft ist ihm beschwerlich, weil ihm der Gedanke des heutigen Tages beschwerlich ist. Er gelanget zu nichts, weil er nichts wagt; er wagt nichts, weil er an seinen Fähigkeiten zweifelt.

Der Schaden, den unsre Leidenschaften so oft uns zufügen, kommt von den allzukleinen Begriffen von sich selbst her; der Mensch siehet, daß er Leidenschaften hat, er wird ihr Sklave, weil er die Kräfte nicht kennt, die diesen Leidenschaften widerstehen. Mehr Zuversicht in seine Kräfte, lehrt ihn, daß man seine Leidenschaften mildern kann, und daß die wiederholte Milderung eine Ueberwindung ist. Mit diesen Begriffen hätten die Asceten nicht nöthig gehabt sich zu entmannen.

Der größte Geist wird unter kleinen Geistern klein, wenn er seine Bestimmung aus dem Gesichte verliert; wie mehr er sich derselben erinnert, desto geschwinder gelangt er zu allem, was gut, was edel, und groß ist. ein stolzer Thor glaubt sich wirklich groß, und bleibet, was er ist; ein grosser Geist denkt nur von seinen Fähigkeiten groß, und schwingt sich täglich der Vollkommenheit näher: die Welt ist ihm nicht zu weit, die Zukunft ist ihm nicht zu dunkel, er sieht über Welt und Zukunft hinaus.

Der Mensch, der von seinem Glücke groß denkt, rettet sich durch diesen Gedanken in den Gefahren; er richtet ihn auf, und hilft ihm durch, weil er ihn aufrichtet. Das stolze Betragen des jungen Cäsars unter den Seeräubern, und der Muth, den er einige Zeit vor der Pharsalischen Schlacht in einem Schiffchen bezeigte, da er, in einem Sklavenkleide verborgen, der Flotte des Antonius entgegen fuhr, bey einem gefährlichen Sturme plötzlich aufstund, und dem bebenden Steuermann sagte, fürchte dich nicht, du führest den Cäsar und sein Glück, sind Bew ise meines Satzes. Man sagt von vielen Menschen, sie seyen zum Unglücke, von andern, sie seyen zum Glücke gebohren: wer das erstere glaubt, ist gewiß unglücklich, weil er, immer unentschlossen, nichts wagt; wer das letztere glaubt, der ist glücklich, weil er wagt, was man vernünftig wagen kann. Die Zuversicht in sich selbst und in sein Glück

zeigt in dem Menschen ein anhaltendes Bestreben sich selbst zu übertreffen, durch künftige Thaten die vergangnen zu verdunkeln, und alles, was sein wahres Glück befördern kann, nicht unversucht zu versäumen. Bacon hat sehr wohl gesagt: wer weiß nicht, was der Fleiß und das anhaltende Bestreben zu Erringung unsrer Absichten vermag? Wir sehen, daß diese dreiste Zuversicht andre, die ein weichliches Gemüthe haben, niederschlägt. Die abwechselnde Veränderung aller menschlichen Dinge macht oft, daß ein unabtreiblicher Versuch bis zum Wunder beglückt ist.

Aus diesen vorausgesetzten Betrachtungen erhellet, daß das Gefühl seiner innern Würdigkeit und die Zuversicht in seine Kräfte, bis auf einen gewissen Staffel steigen müsse. Die Väter sollen diese Empfinduug ihren Kindern, der Philosoph soll sie seinen Schülern, der Gesetzgeber seinem Volke einpflanzen.

Der Vater beträgt sich gegen sein Kind, und der Philosoph gegen seine Schüler nach gleichen Grundsätzen. Man muß beyden die Liebe der Tugend, das ist, die Liebe zum Guten, zum Schönen, und Großen beybringen; man muß ihnen die Tugend in rührenden Beyspielen vorstellen, damit sie die Tugend lieben; man muß ihnen große Begriffe von ihren Fähigkeiten geben, damit sie die Tugend nachahmen.

Die Tugend scheint dem Jüngling liebenswürdig, wenn man ihm ihre Vortheile deutlich

macht. Die Einbildungskraft wird durch Gemälde, der Verstand durch Vernunftschlüsse regiert. Man stellt der Jugend Gemälde vor, weil die Einbildungskraft geschwinder gerührt ist, als der Verstand: Homer hat unter den Griechen eine Menge Helden gezeuget, man weiß wie gerne Alexander die Werke dieses grossen Dichters las. Die Lebensbeschreibungen erlauchter Männer machen darum auf einer wohlgearteten Seele erstaunende Wirkungen: die Jugend ist zum Nachahmen geneigt. Der Jüngling wünscht sich groß zu werden, wenn er von dem Leben und den Thaten eines grossen Mannes gerühret ist; er sucht sein eigen Leben nach diesem Vorbild einzurichten, das Schöne und Grosse wird ihm zur Natur, wenn er bemüht ist es nachzuahmen; er wird groß, wenn er immer davon gerühret bleibt. Themistokles war noch sehr jung, als die Griechen die Perser bey Marathon überwanden, man pries täglich in seiner Gegenwart den Miltiades, dem sie diesen Sieg zu danken hatten, Themistokles ward dabey ganz stille, er verschloß sich in sich selbst, er sagte seinen jugendlichen Belustigungen ab, seine Freunde wollten davon die Ursache wissen. Er gab zur Antwort: die Siegeszeichen des Miltiades nehmen mir den Schlaf. Der Geschichtschreiber Thucydides weinte, als er in seiner ersten Jugend den Herodotus seine Geschichtbücher, mit dem allgemeinen Beyfalle von Griechenland, in der Stadt Olympia lesen hörte. Demosthenes

ward als ein Knabe von dem Ruhme, den Callistrates bey Verfechtung einer Streitsache erlangte, so sehr gerührt, er bewunderte so sehr die siegreiche Macht der Beredsamkeit, daß er von diesem Zeitpunkt an, alle andre Wissenschaften liegen ließ, und sich ganz allein der Beredsamkeit ergab. Auch Cåsar weinte in Spanien, bey Durchlesung der Geschichte des Alexanders, weil Alexander in gleichem Alter schon so groß, und er noch so klein war. Der Trieb zur Nachahmung fließt also dem gefühlten Werthe des wahren Verdienstes.

Man muß der Jugend die nöthige Zuversicht in ihre Kräfte erwecken, damit diese Triebfeder geschwinder wirke; man muß sie auf ihre Vorzüge stolz machen, damit sie dieselben vermehre. Die Spartaner machten aus diesem Stolze einen Grundsatz ihrer Auferziehung: sie erregten schon bey ihren Kindern die Triebe der Ehrbegierde, ein Verweis mußte ihnen Schmerzen, ein Lobspruch Wollust erwecken; wer für das eine und das andre unempfindlich war, wurde in Sparta als eine kleine, niedrige, und der Tugend unfähige Seele verachtet. Diese Trägheit und Unempfindlichkeit des Geistes ist ein unumstößliches Merkmahl, daß ein Kind zu nichts Großes taugt.

Was nun die Beyspiele von Tapferkeit, von Tugend, und wahrer Größe bey einzelen Menschen thun, thut auch das Gefühl der Tapferkeit

und der übrigen Verdienste seiner Voraltern bey einer ganzen Nation.

Der Gesetzgeber bedient sich dieser Vortheile; er begünstigt sie durch gute Gesetze, er macht das Vaterland dem Bürger, dem Untergebenen lieb. Große Thaten im Felde, in Künsten und Wissenschaften, erwecken schon die Liebe zum Vaterlande, weil sie die Liebe für die erhabnen Geister erwecken, die den Ruhm des Vaterlandes durch ihre Thaten vermehren. Die Ehre, die der Gesetzgeber diesen großen Geistern erweiset, zieht die Liebe des Vaterlandes nach sich, weil man die gleichen Belohnungen hoffen kann, so bald man ihnen gleichkömmt, und sie ist um so viel edler, weil sie die Gerechtigkeit gegen die großen Geister fremder Nationen nicht ausschließt.

Die Liebe des Vaterlandes ist im allgemeinen, was die Eigenliebe im besondern ist; sie ist billig, wenn sie sich auf wahre Vorzüge bezieht. Man soll nur wahrhaftig lieben, was verdient geliebt zu werden. Der Nationalstolz steht also mit der Liebe zum Vaterlande in dem genauesten Verhältnisse. Wer sein angebornes Land vor andern hochschätzt, wird es auch vor andern lieben. Wer auf sein Vaterland gar nicht sieht, oder darauf nicht stolz ist, der kann es nicht lieben. Anaxagoras hub seine Hände zu dem Himmel, da er gefraget wurde, ob er sich um sein Vaterland gar nicht bekümmre? Man mußte diese Antwort von einem Menschen erwarten, der sich

zur Betrachtung des Himmels und der Gestirne geschaffen glaubte. Der Herr von Barr, dessen Name in seinem Vaterlande niemals ohne Hochachtung sollte genennet werden, hat alle Kräfte seines Geistes angewendet, die Liebe zum Vaterlande lächerlich zu machen. Der Herr von Barr ist ein Westphälinger.

Die Liebe des Vaterlandes, die aus einem billigen und gerechten Nationalstolze fließt, war in die Denkungsart, in die Sitten, in die Religion, und Staatsverfassung der Griechen und Römer geflochten. Wir müssen dem Vaterlande in unserm Herzen den ersten Rang geben, wenn wir es mit Nachdruck lieben wollen. Die größten Thaten dieser Völker waren Folgen dieses Stolzes, und dieser Liebe.

Diese Liebe war die süsseste Empfindung dieser Völker; sie enthielt alles angenehme, alles reizende, alles was die Seele erwecken und erheben konnte; sie machte den Tod leicht und ruhig, so bald er dem geheiligten Name des Vaterlandes ein Opfer war.

Die Griechen, die ihr Vaterland wahrhaftig lieb hatten, wollten nichts, als was dem Vaterlande nutzte, sie sahen es für ihrer aller Mutter an, sie zogen seine Ehre der Ehre ihrer Aeltern, das allgemeine Beste dem besondern vor; sie hielten sich glücklich genug, und geehret genug; wenn die Republik glücklich und geehret war; sie setzten ihre besondern Nacheiferungen und

Feindschaften beyseits, und arbeiteten, wenn die Vortheile des Vaterlandes es zu fodern schienen, an der Ehre ihrer größten Widersacher; von dem Vaterlande beleidigt vergassen sie den schmerzenden Unwill; sie sorgten für dasselbe in den Qualen, die sie von ihm litten, in Trübsal und Verweisung; sie unterwarfen sich demselben, wie sich ein tugendhaftes Kind einem finstern tyrannischen Vater unterwirft; sie blieben in allen Arten von Ungemach aufrecht für das Vaterland, und verbargen sich selbst ihre besondern Unfälle bey dem Anblicke des allgemeinen Besteus; sie zerrissen die Bande des Herzens und des Blutes, wenn es die Rechte des Vaterlandes foderten; sie umfiengen, wenn sie seine Stimme hörten, mit Freuden den ruhmvollen Tod; sie fanden in der Erde, die sie deckte, einen Altar, der unsterblicher als sie, ihr Angedenken der Nachwelt übergab. Man beweinte nicht die Gestorbenen, nur die, die nicht gestorben waren.

Die gleiche Denkungsart, die gleichen Sitten der gleiche Geist, flossen in dem alten Rom aus dem Gefühl des vorzüglichen Werthes dieser Königinn der Städte, die ihr Haupt über alle Reiche der Erde empor hub, die den Orient und Occident nach ihrem Willen bog, die alle Wissenschaften und Künste in ihrem holden Schoße trug.

Die Liebe der Römer für ihr Vaterland war lange die Seele ihrer Weltweisheit, ihrer Staats-

kunst, ihrer Religion, ihrer Sitten, ihrer Thaten; der Grundsatz ihrer Auferziehung, der Ruf der Gesetze, der Zaum der Tyrannie; die Quelle des siegenden Muthes der Helden im Felde, im Rathe, in der Republik.

Kein innerlicher Trieb des Menschen kommt mit der Liebe zum Vaterlande in Vergleichung. Kein irdisches Vergnügen übertrifft das Vergnügen, ein wahrer Patriot zu seyn, alle Kräfte seines Verstandes, alle seine Gedanken, alle seine Thaten dem Vaterlande zu weihen. Die Liebe des Vaterlandes bemächtigt sich mit einer unwiderstehlichen Kraft der Herzen, die ihr offen sind; sie unterdrücket alle andere Leidenschaften, sie reißt uns von dem sanften Hange zur Ruhe, durch die dunkle Hinderhut der Feindschaft und des Neides unsrer Mitbürger, durch Eisen und Feuer.

Die Liebe des Vaterlandes fließt also aus einem gerechten Nationalstolze, und zeuget die edelste Denkungsart, die erhabensten Sitten, und die größten Thaten.

Der Stolz, der sich auf wahre Vorzüge bezieht, hat auch seine fehlerhafte Seite. Der Sittenlehrer betrügt sich nicht ganz, der gesagt hat, der Stolz sey ein unwissendes und knechtisches Vertrauen auf einen falschen Schein von Vortrefflichkeit, das nicht so wohl in dem Kenntniß unsrer Verdienste, als in der Unwissenheit unsrer Mängel bestehe. Die Gränzen des billigen

und des lächerlichen Stolzes fallen nicht selten zusammen.

Die Natur ist nicht immer vollkommen. Die Wollust geht auf Dornen, die Sonne hat ihre Flecken, die Tugend ihre verwundbare Stellen. Die Mängel der schönsten Geister fliessen gerade aus ihrem Stolze. Durch die Schmeicheley ihrer Bewunderer bezaubert, haben sie ihre Ohren nicht weniger als Fürsten und Könige, für die Wahrheit geschlossen; durch das Gefühl ihres vorzüglichen Werthes betäubet, vergessen sie ihre eigene Vortheile. Cicero lud sich den Haß der Römer durch die immer wiederkommende Lobsprüche seiner selbst, und seiner Thaten, auf den Hals; er machte sich zum Text von allen Gesprächen, und beleidigte jeden, der ihn hörte, weil er sich selbst für alles, und alle andere Menschen für nichts zu halten schien. Diese seltene Leute werden der größten Tugenden durch ihre Eitelkeit nicht unfähig, aber sie scheinen unfähig zu glauben, daß sie immer, von einigen Seiten, mit dem übrigen Geschlechte der Menschen zusammenhangen. Antigonus, den seine Schmeichler als eine Gottheit, und einen Sohn der Sonne begrüßten, antwortete darum sehr wohl: hierüber könnt ihr den Mann fragen, der meinen Nachtstuhl ausräumt.

Der Stolz zieht freylich überhaupt eine Art von Verachtung gegen andre nach sich. Indessen ist diese Verachtung sehr verschieden. Sie ist

bey dem lächerlichen Stolze das Betragen, durch welches man das Gefühl von der eingebildeten Niedrigkeit eines andern, an den Tag giebt. Sie ist, bey dem erlaubten Stolze, das Gefühl von der wahrhaften Niedrigkeit eines andern, welches man, nach der Beschaffenheit dieser Niedrigkeit, in seinem Betragen selten entdecket, und mehrentheils verborgen hält. Dieses Gefühl ist unwiderstehlich, weil man eine Katze nicht für einen Elephanten, und eine Mücke nicht für einen Berg halten kann; wer mit seinen Augen gut sieht, der urtheilt, wie er sieht, aber er behält sehr oft sein Urtheil für sich selbst. Der Mensch, der auf wahre Vorzüge stolz ist, verachtet nur, was nach den Regeln der Vernunft, der Billigkeit, und der Gerechtigkeit verachtungswürdig ist; sein Stolz ist verwerflich und schädlich, wenn er weiter geht. Ein Engelländer hat gesagt, der Stolz wird zur Weisheit, wenn er von der Verachtung andrer, zu der Verachtung seiner selbst übergeht.

Das Unerträgliche, welches aus dem übertriebenen Stolze einzeler Personen hervorleuchtet, bricht auch aus dem übertriebnen Stolze ganzer Nationen hervor. Keine Nation kann auf eine unumschränkte Weise stolz seyn: große Tugenden haben große Laster, jedes Gut sein Uebel, jeder Vortheil seine Beschwerden an der Seite. Alle Zeiten, alle Weltalter, alle Völker beweisen diesen Satz. Die größten Seelen sind unstreitig

diejenigen, die weder Reichthum, noch Macht, noch Ruhm zu sehr erhebt, und keine Gefahren, kein Unglück, kein verzweifelter Umstand nicht niederschlägt.

Man ist oft auf Vorzüge stolz, die man sich selbst nicht zu danken hat, und wenn man uns die Freyheit des Willens nicht zugäbe, so hätten wir uns selbst gar nichts zu danken. Die Wärme und Kälte einer Gegend, die Schwere und Leichtigkeit der Luft, die Natur des Erdreichs, der Gewässer und der Winde, mit einem Worte, alles was man unter dem Climat versteht, die Lebensart und die Auferziehung, haben einen so besondern Einfluß auf unser Gemüth, auf unsre Sitten, und folglich auf unsre Vorzüge, daß wir uns selbst sehr wenig dabey zu danken haben. Soll meine Taschenuhr stolz seyn, daß sie mir richtig die Stunden zeigt.

Die größten Thaten sind oft ein Werk des Zufalles. Antiochus Soter begriff, daß er, seinen Sieg über die Galater, dem fürchterlichen Eindringen seiner Elephanten zu danken hatte, er weinte darum über seine Siegeszeichen, und veranstaltete auf dem Schlachtfeld diesen Elephanten ein Denkmahl seiner Erkenntlichkeit. Augustus richtete nach der Schlacht bey Actium einem Esel eine eherne Statue auf, weil er ihm den Morgen vor der Schlacht begegnet war, und Nicon (Ueberwinder) hieß. Dieser Esel war nicht der letzte, den Statuen verewigen.

Man

Man wirft den Engelländern vor, daß sie ihre Freyheit dem Zufall zu danken haben, daß sie Patrioten seyen, weil sie eine Insel bewohnen, daß die einige, wahre, und gerechte Ursache ihres Stolzes nur daher komme, weil sie kein festes Land zu ihren Füssen haben. Man thut ihnen Unrecht. Sie geniessen freylich grosse Gaben von der Vorsehung, und wer genießt sie nicht; aber wer weiß sie zu gebrauchen, wie sie?

Die Liebe des Vaterlandes, die aus dem Nationalstolze fließt, ist auch sträflich, wenn sie zu weit geht. Wer sich selbst mehr liebet als er soll, liebt nichts ausser sich; wer sein Vaterland mehr liebt als er soll, ist nicht fähig ein ander Land zu lieben. Die Liebe des Vaterlandes schließt also die Pflichten, die ein Mensch dem andern schuldig ist, aus, wenn sie uns nur ein Volk und ein Land lieben heißt.

Die Juden waren vormals ihrem Vaterlande so sehr zugethan, daß sie auch die Pflichten der Menschlichkeit gegen Fremde nicht ausübten. Der Japaneser, der die geringste Achtung oder Freundschaft für einen Holländer bezeugt, wird von andern Japanesern für einen unehrlichen Mann, für einen Feind des Vaterlandes gehalten, weil er sein Vaterland nicht mit Ausschluß aller andren Menschen liebt. Sie glauben, es sey den Vortheilen von Japan, dem Wohlgefallen des Kaisers, dem Willen ihrer Götter, und den Forderungen ihres Gewissens nicht gemäß,

die geringste Neigung für Fremde zu fühlen. Die Japaneser sind hierin den Juden des alten Testamentes nicht unähnlich.

Der gegründete Nationalstolz hat also seine Vortheile und seine Nachtheile. Das ungleiche Betragen des Menschen entspringt nicht selten aus der gleichen Triebfeder; der Philosoph entdeckt sie, der Gesetzgeber gebraucht sie. Keine Gesetzgebung ist gut, wenn sie nicht das Fehlerhafte zum Besten des Ganzen anwendt, wenn sie nicht, der Gottheit ähnlich, das Gute aus dem Bösen, die Tugend aus dem Hange zum Laster, und Ordnung und Schönheit aus der Verwirrung zieht.

500,– 27.6.83

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg,

D. Johann Georg Zimmermann, der Sicilianischen Akademie des guten Geschmackes in Palermo, und der Schweitzerischen Gesellschaft der Wissenschaften Mitglied von dem Nationalstolze

Wien 1766

Ph.pr. 1287
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042302-5
VD18 15339610